Dimitar.

Historischer Roman

von

E. von Hoerschelmann.

Leipzig.
Verlag von Franz Duncker.
1886.

Inhalt.

Seite

Madame Larinska's Vermächtniß 1

Dimitar 31

In der Bavella 177

Rückblick 190

Madame Larinska's Vermächtniß.

Als angehender Ingenieur durchwanderte ich, zum Zweck in mein Fach schlagender Studien, während heute fern liegender Lehr- und Wanderjahre den Osten unseres Continents.

Besonders waren es die Bergöden des Kaukasus, die südlichen Donau-Länder, mithin das Gebiet zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, dem ich mich mit Vorliebe zuwandte.

Kaum aber hatte jene, in ihrem halbwilden Zustande nur um so reichhaltigere Welt sich mir erschlossen, mich auf manche für meine Studien ergiebige Fährte gelenkt, als ein von befreundeter Seite erhaltener Wink mich veranlaßte, Alles liegen und stehen zu lassen und nach Paris zurückzukehren, wo ich meine Kindheit und einen Theil meiner akademischen Lehrjahre verbracht hatte.

Es galt die Betheiligung — und zwar in meiner Eigenschaft als Ingenieur — an der Concurrenz um

ein nicht unbedeutendes Unternehmen: Eine in Vorschlag gebrachte Verwaltungs-Reform der Insel Korsika, die ihren bisherigen, auch unter französischer Botmäßigkeit nach wie vor in mehrfacher Richtung fortbestehenden Urzuständen endlich entzogen werden sollte.

Trotz meiner Nationalität, die mich, den Deutschen, mit dem nur zufällig französisch lautenden Namen, unter meinen Mitbewerbern gewissermaßen als Eindringling erscheinen ließ, durfte ich meiner Sache doch so gut als sicher sein.

Längst schon war genanntes Projekt ein Lieblingsgedanke des Ministers R . . . . Als intimer Freund meines Vaters, welcher letztere sich während eines langjährigen Aufenthaltes in Paris als Arzt einen bedeutenden Ruf erworben, hatte seine Excellenz mir bei etwaiger Ausführung seines Planes ihre Verwendung zugesagt.

Durch Anlage eines neuen Straßennetzes zwischen den bedeutendsten Verkehrspunkten der Insel sollte zunächst eine Erleichterung des täglichen Handels und Wandels der Bevölkerung in's Werk gesetzt werden.

Da es bei einer solchen Aufgabe auf eine vollkommene Vertrautheit mit ähnlichen Verhältnissen, d. h. auf Kenntnisse ankam, zu denen mein Wanderleben mir gerade in letzter Zeit reichliche Gelegenheit geboten,

da überdies eine eben erschienene Brochüre die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten zu meinen Gunsten auf mich gelenkt, so wurde der Posten mir auch, wie ich gehofft, binnen kurzem zuerkannt. So geschah es, daß ich mich schon wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris — es war im Sommer des Jahres 1868 — am Bord des „Sampiero" befand, um mich nach Korsika einzuschiffen.

Binnen weniger Monate nöthigte der Gang der Unternehmung mich Ajaccio, den mir Anfangs vorgeschriebenen Aufenthalt, mit dem unwirthlichen Bastia zu vertauschen.

„Nicht ohne Ursach," sagte ich mir, als ich in der Etoile de France anlangte, die man mir als das fashionabelste Hôtel Bastias empfohlen, „nicht ohne Ursach hatte ich das heitere Ajaccio als das kleine „Paris" Korsikas, als das „Eldorado" jedes in diese Einöde verschlagenen Beamten rühmen gehört."

Wie ich mich auch wehrte, immer häufiger überkam mich in dem düsteren Hôtel von Bastia ein unliebsamer, mir sonst fremder Gast — jenes Allerwelts-Uebel „Spleen" genannt.

Zumal an Feiertagen, wenn die Arbeit stockte und der fast täglich wehende Scirocco auch das Umherschlendern an der Küste unmöglich machte, ließ jene dem Menschen

feindliche Macht mich ihre Nähe fühlen. Wie gewöhnlich nahm ich, es war gerade an solch' einem langweilig verträumten Rasttage, bei einbrechender Dämmerung meine Zuflucht zu der table d'hôte, als zu der einzigen Zerstreuung, die mir übrig blieb.

Von der Citadelle schlug es eben sieben Uhr. Um diese Zeit pflegten die Gäste sich im Speisesaal zu versammeln — einem kühlen, dämmerigen Raume im ersten Stockwerk des alten, allmälig zu seiner jetzigen Bestimmung herabgesunkenen Palazzo.

Da sich von der übrigen Gesellschaft noch Niemand sehen ließ, zündete ich mir eine Cigarre an und warf mich in einen der umherstehenden Lehnsessel, um mir in Ermangelung anderweitiger Unterhaltung mit der Musterung des Raumes die Zeit zu vertreiben, wobei ich zu dem Schluß kam, daß es demselben nicht an einem gewissen, bizarr malerischen Anstrich fehlte.

Die Tafel allein, mit ihrem chaotischen Zubehör, hätte den Neid eines Raritätensammlers wachgerufen, die ganze demselben Pêle-Mêle entsprechende Staffage den Wänden entlang einem Breughel oder einem Cavaliere d'Arpino*) zum Vorwurf dienen können.

Unter dem dröhnenden Klang der Glocke im Vesti-

*) Beliebter römischer Maler des XVII. Jahrhunderts.

bule hatten die täglichen Besucher der Mittagstafel sich allmälig eingefunden.

Der Ehrenplatz, wenigstens schien eine mit Blumen gefüllte Sèvre-Vase ihn als solchen zu bezeichnen, gehörte Miß W...., der Verfasserin des „Guide de Bastia," der seine Leser um die Kenntniß eines „Paradieses", zu dem Miß W.... ihm die Schlüssel bietet, bereichern sollte.

Ihr zur Rechten haben ein paar pensionirte Marine-Offiziere, die ältesten Stammgäste des Hôtels, ihren Sitz eingenommen.

Die Röthe, die Miß W's. Züge überfliegt, ihr rothwangiges Antlitz noch blühender und noch rundlicher erscheinen läßt als zuvor, deutet, wie ich bereits aus Erfahrung weiß, darauf hin, daß auch der Eigenthümer des leer gebliebenen Sessels zwischen ihr und den beiden Napoleonischen Veteranen heute nicht vergebens auf sich warten läßt.

Eilig trippelnde Schritte nähern sich vom angrenzenden Korridor her dem Speisesaale.

Jawohl! es ist Mr. Van der Velde, mein Zimmernachbar, „le grand artiste," wie man ihn in der Etoile de France in Uebereinstimmung mit Miß W. zu nennen pflegte. „Vor zwanzig Jahren," so erfuhr ich, wie jeder neu angekommene Gast, von unserem

Wirth, Monsieur François, die Geschichte des „grand artiste" — „wurde Mr. Van der Velde aus einem gestrandeten Schiff an die Küste von Bastia getrieben, von einem Rettungsboot aufgegriffen und eben noch glücklich dem Untergange entzogen. Der wie durch ein Wunder dem dräuenden Element Entronnene erwies sich nicht undankbar gegen das rettende Gestade. Er widmete sein Talent und seine Zukunft fortan ausschließlich der Verherrlichung des korsischen Bodens. Das Glück war ihm gewogen und wenn er wollte, so könnte er heute dieselbe Einöde, an der er einst in so brusquer Weise landete, mit dem Glanz und Hofstaat eines Pascha durchziehen.

„Von dem Hof zu St. Petersburg bis nach Rom und Madrid," so betheuert Monsieur François, „giebt es heute keine königliche oder kaiserliche Galerie, die nicht die eine oder die andere der Veduten des „grand artiste" unter ihre Perlen zählte.

Draußen unter den Pappeln, die den Eingang des Hôtels beschatteten, waren noch ein paar Nachzügler der Mittagstafel sichtbar geworden. Unter ihnen eine Frau, die mir, so oft ich ihr begegnete, durch die Vornehmheit auffiel, die sich in ihrer ganzen Erscheinung ausprägte. Sie pflegte gewöhnlich beim Diner den Sitz mir gegenüber einzunehmen.

Die zwar matronenhafte aber immer noch schöne Gestalt, auf ihre Begleiterin, eine junge Corsin, gestützt, bewegte sich langsam, wie es schien nicht ohne Anstrengung dem Fauteuil zu, der täglich für sie bereit stand — eine Auszeichnung, die sonst Niemandem zu Theil wurde.

„War's nur der Mangel an Zerstreuung, die Abgeschiedenheit von der Außenwelt, die mich in jener Dame etwas Besonderes, Außergewöhnliches sehn ließ?" so frug ich mich wie öfters schon auch heute.

„Ursule," wandte letztere sich an ihre Begleiterin, während sie einen reich mit Elfenbein ausgelegten Spazierstock neben sich an den Sessel lehnte, aus ihrem Handkorb, den sie stets mit sich führte, einen Strauß frischgepflückter Kräuter hervorholte, die einen feinen Wohlgeruch ausströmten, und eine vor ihr stehende Vase mit demselben füllte. „Versäume nicht dem Abbate, wenn er kommt, sogleich seinen Wein und die Zeitungen vorzusetzen. Im Salon auf dem Secretär liegt auch die Havanna schon für ihn bereit. Sag ihm, ich ersuchte ihn, auf mich zu warten und es sich bis dahin nach seinem Belieben bequem zu machen. — Halt!" wandte sie sich nach jenen in korsischem Jargon gesprochenen Worten in dem reinsten Französisch an den geschäftig herantretenden Wirth. „Nicht

von dem starken Wein, lieber François, den Sie mir gestern schickten, er hat mir nicht gut gethan. — Und nun geh, Ursule, und sorge für unseren Gast, daß ihm die Zeit nicht zu lang wird!“ Als die Dame mir gegenüber sich nach beendeter Mahlzeit, diesmal allein, und auf ihren Stock gestützt, entfernte, war ich über die Beantwortung meiner Frage vollkommen mit mir im Reinen.

Nein, es war nicht nur die Langeweile müßiger Stunden, die meine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt! Es war nicht nur ein willkürliches Prisma, durch das ich sie betrachtet.

Irgend ein außergewöhnliches Schicksal, so viel schien mir gewiß, hatte einst auf diesem Leben gelastet, es seinem ursprünglichen, naturgemäßen Boden entrissen.

Diese trotz ihrer Gebrechlichkeit immer noch schöne Gestalt, die in jedem Zuge, jeder Bewegung den Anstand der großen Dame, den Contakt mit der Welt verrieth, gehörte ohne Zweifel anderen Kreisen und einer vornehmeren Atmosphäre an als sie sie hier umgaben.

Zufällig schritt eben der Wirth, den Weinproviant ernenernd, an mir vorüber.

Aber vergebens wandte ich mich, in dem Wunsch, meine Neugier zu befriedigen, mit der Frage an Maître François, „ob er mir wohl zu sagen wisse, wer

die Dame sei, die wie gewöhnlich so auch heute den Fauteuil mir gegenüber eingenommen?"

Dem Anschein nach durfte oder wollte dieser nichts über den Gegenstand meiner Neugier aussagen; so hartnäckig überhörte er die Frage, über die ihm die gewünschte Auskunft doch sicher zu Gebote stand.

Wie ich zufällig von meinem Zimmernachbar erfahren, bewohnte jene schon damals, als das Schicksal letzteren auf eine so unvorhergesehene Weise hierher verschlug, einen auf wenige Schritt von dem Hôtel befindlichen Palazzo. Wie jetzt, so pflegte sie damals schon täglich ihr Diner an der table d'hôte einzunehmen.

„Sie trägt," so ungefähr hatte Mr. Van der Velde sich ausgelassen, „einen slavischen Namen, Madame Larinska, wenn ich nicht irre. Uebrigens waren damals allerlei wunderliche Gerüchte über sie im Umlauf."

Es war gerade beim Frühstück. Als echter Feinschmecker liebte Mr. Van der Velde es nicht, bei seinen Tafelgenüssen gestört zu werden. Ich that daher am Besten, wenn ich des Weiteren noch Etwas aus ihm herausbringen wollte, die Fortsetzung unseres Gespräches auf einen gelegeneren Moment zu verschieben.

„Trotz ihres slavischen Namens," sagte ich mir, war „Madame Larinska ohne Zweifel Französin. Ihr Wesen, ihre Haltung, ihre Art, sich zu kleiden, Alles an ihr

trug das unverkennbare Gepräge der vornehmen Pariserin.

Es war am Abend desselben Tages, an welchem ich zum ersten Mal etwas Näheres über meine Unbekannte erfahren. Sie nahm heute ihr Diner in Begleitung ihres Arztes ein, wie man mir gesagt hatte, eine Celebrität in seinem Fache. Es war ein hoch in Jahren stehender Mann von weltmännischer Erscheinung, mithin, wie aus diesem Umstande hervorging, mehr Pariser als Korse.

Während Madame Larinska sich, am Arm ihres Gastes, des Professor Liana nach beendeter Tafel entfernte und Beide allmälig in der Pappel-Allee verschwanden, die von dem Hôtel zu der von jener bewohnten Villa führte, fiel zufällig mein Blick auf das leere Couvert mir gegenüber.

Da neben dem unberührt gebliebenen Dessert lag ein goldenes zierlich mit Email ausgelegtes Taschenmesser, das gewiß nicht zu dem Hôtel-Service gehörte. Meinen Fund erspähen und mich desselben bemächtigen, ehe der eben am andern Ende der Halle beschäftigte Wirth mir zuvorkam, war das Werk eines Augenblickes.

Wie ich bei näherer Besichtigung wahrnahm, trug das Messer zwischen seinen feinen altmodischen Dessins die zu einem Monogramm verschlungenen Lettern T. L.

auf der einen Seite, auf der andern das Datum Paris, I. I. 1845.

Nicht wenig erfreut über den sich nunmehr von selbst ergebenden Anlaß zu einer persönlichen Annäherung, beschloß ich die Gelegenheit bei der nächsten Begegnung an der Mittagstafel nicht unbenutzt zu lassen.

Aber zu früh hatte ich der Gunst des Zufalls vertraut, der meinem Wunsche auf eine so unvorhergesehene Weise entgegenzukommen schien.

Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß Madame Larinska sich wieder sehen ließ und nur die Zofe erschien statt ihrer, um das Diner für ihre Herrin abzuholen.

Es war am vierten oder fünften Tage nach meiner letzten Begegnung mit Madame Larinska, als ich zufällig hörte, wie Ursule, während sie auf das bestellte Diner wartete, an den Hôteldiener die Frage richtete: „Ob das verlorene Taschenmesser sich noch nicht gefunden hätte? Ihre Herrin wäre so untröstlich über den Verlust desselben, daß sie, Ursule, es kaum mehr wage, immer wieder unverrichteter Sache zurückzukehren!"

Unter solchen Umständen, gestand ich mir wohl oder übel, geboten Pflicht und Anstand mir die Auslieferung meines Fundes.

Obgleich nicht ohne Widerstreben, zog ich das

Päckchen, in das ich letzteren eingeschlossen, hervor und übergab es der Zofe mit dem Bemerken: „In der Voraussetzung der Dame demnächst wie sonst beim Diner zu begegnen, hätte ich darauf gerechnet, ihr den verloren geglaubten und zufällig von mir gefundenen Gegenstand persönlich einzuhändigen. Da ich mich jedoch in meiner Erwartung getäuscht, so ließe ich ihr denselben mit meinem ergebensten Gruße übersenden."

Seitdem waren wieder einige Wochen verflossen. Eines Abends, als ich wie gewöhnlich erst bei einbrechender Dunkelheit von einem meiner Streifzüge in die umliegende Bergwildniß zurückkehrte, sah ich zu meiner Freude beim Eintritt in den Speisesaal, daß der Fauteuil mir gegenüber zum ersten Mal seit langer Zeit wieder besetzt war.

„Sind Sie es," begann Madame Larinska, indem sie sich freundlich gegen mich verneigte, in jenem reinen Pariser Französisch, das mir, hier an der table d'hôte, inmitten des korsischen Kauderwelsch wie Musik in die Ohren tönte: „Sind Sie es, mein Herr, dem ich die Wiedererlangung eines mir sehr theuern Gegenstandes zu verdanken habe?"

Ich verneigte mich bejahend.

„Es war das letzte Andenken, das ich einst an meinem Namenstage aus den Händen meines verstorbenen

Vaters empfing," fuhr Madame Larinska fort: „Nichts hätte mir seinen Verlust ersetzen können. Und bin ich Ihnen daher nur um so mehr zu Dank verpflichtet."

Zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte ich, daß plötzlich, und wie auf einen Schlag, das Gespräch ringsum verstummte und besonders Miß W. hinter ihrer Sèvre-Vase und die beiden Veteranen neben ihr mich anstarrten, als ob es an mir etwas ganz Neues und ganz Besonderes zu sehen gäbe.

„Seitdem Miß W. ihre Entdeckungsreisen durch das Innere Korsikas betreibt," erklärte mir später Mr. Van der Velde, während wir die Abendkühle genießend auf der Terrasse des Hôtels unsere Cigarre rauchten, „seit sie es sich zur Mission gemacht hat, die Weltliteratur durch ihren „Guide de la Corse" zu bereichern und zu diesem Zweck besonders auch Bastia zu ihrer Residenz ausersehn hat, erlebte sie es heute ohne Zweifel zum ersten Mal, daß Ihr vis-à-vis, Madame Larinska sich an der Mittagstafel mit irgend Jemand in ein Gespräch eingelassen hätte. — Ihren Arzt, den Professor Liana ausgenommen, der sie zuweilen begleitet, ließ sie bis jetzt noch Niemandem eine solche Ehre widerfahren. Auch ich gestehe, daß ich über die Zuvorkommenheit der sonst so unzugänglichen Dame und über Ihren Succès bei derselben überrascht bin!"

Obgleich ich selbst einen gewissen Stolz über meinen „Succès" empfand, wie Mr. Van der Velde sich ausdrückte, so konnte ich doch nicht umhin, denselben der Wahrheit gemäß auf das bloße Resultat eines günstigen Zufalls zurückzuführen.

Aber Mr. Van der Velde blieb dabei, daß ich mich einer ganz ungewohnten, daher nur um so schmeichelhafteren Auszeichnung zu rühmen hätte.

„Gleichviel," entgegnete er auf meinen Einwand, „Gunst des Zufalls, oder wie Sie's heißen wollen! Es ist und bleibt ein Triumph, den Sie über uns Andre davongetragen haben und um den ich insbesondre Sie beneide!"

„Um den Sie mich beneiden?" wiederholte ich erstaunt.

„Das mag Ihnen sonderbar erscheinen! Sie sollen jedoch die Lösung des Räthsels sogleich erfahren! Sie haben das Glück gehabt, Madame Larinska zu gefallen. Sie wird's bei jener ersten Unterhaltung nicht bewenden lassen; ein Wort wird das andre geben; Sie werden bekannter werden; Madame Larinska wird Sie auffordern, sie zu besuchen. Sie werden nicht ermangeln dieser Einladung Folge zu leisten, und so endlich auch in das „Sanktuarium" der Villa Larinska — das heißt, in Madame Larinska's Museum eindringen,

und in die darin befindliche Gemäldesammlung, die, wie es heißt, in ihrem Genre nicht so leicht ihresgleichen findet. Ja, ja, da wir einmal davon reden! mein Depôt — so viel verspreche ich Ihnen — und Alles, was sich darin Erträgliches aufweisen läßt, steht Ihnen zur Verfügung! Sie können sich nach Belieben was Ihnen am besten darin gefällt aussuchen, es soll Ihr Eigenthum sein, wenn Sie mir nur einmal den Zutritt zu jener Galerie verschaffen!"

„Sachte, verehrter Freund! fürs Erste hab' ich meines Erachtens nicht mehr Aussicht, als Sie oder sonst irgend Jemand, in das erwähnte Sanktuarium einzudringen. Ich würde an Ihrer Stelle —"

„Papperlapapp! Sie würden an meiner Stelle," fiel Mr. Van der Velde, der sich im Laufe unseres Gesprächs immer mehr und mehr zu ereifern schien, ins Wort: „Sie würden sich an meiner Stelle genau ebenso ärgern wie ich es thue! Ich wette, Sie verstehen von der Malerei gerade so viel, als ich vom Wegebau. Sie mögen meine Unhöflichkeit entschuldigen! Die Herren Dilettanten sind in dieser Beziehung meist anderer Meinung als wir Leute vom Metier. Obgleich es sich vermuthlich so verhält wie ich sagte, so ist es gewiß, daß von uns Zweien nicht ich, der ich seit Jahren nach der Gelegenheit fahnde, sondern Sie —

wie gleichgültig es Ihnen im Grunde sein dürfte! — in jenes Sanktuarium, wie Sie ganz richtig sagten, eindringen werden!"

„Ja, ja, was wetten wir darauf? Ehe ein paar Monate herum sind, werde ich das Vergnügen haben, auf das Genaueste von Ihnen zu erfahren, ob das Museum der Villa Larinska ein wirkliches oder nur erdichtetes ist, und was es in Wahrheit damit auf sich hat!"

* * *

Seit einem Jahr und länger hatte ich Bastia verlassen, um wie es der Fortgang meiner Thätigkeit mit sich brachte, im Inneren des Gebirges bald hier bald da mein Wanderzelt aufzuschlagen. Da, als ich eines Tages mit der Besichtigung des Terrains beschäftigt war, das sich um die Felsenschluchten von Guitera hinzieht, stieß ich inmitten der Wildniß unverhofft auf einen alten Bekannten.

Am Rande eines schwindelnden Felsen-Abhangs, seinen riesigen Sonnenschirm über sich ausgespannt, saß mein ehemaliger Zimmernachbar aus der „Etoile de France" behaglich über seinem Frühstück.

Kaum hatte er mich erblickt, als er mir auch schon von Weitem mit seinem Taschentuch zuwinkte, mit nachdrücklichen Gesten auf eine Feldflasche neben sich

deutend, die wie ich von früher her wußte, stets mit einem vorzüglichen Wein gefüllt war.

Nach einer unter freiem Himmel verbrachten Nacht, von meiner derweiligen Behausung, der Hütte eines Ziegenhirten und den dort zurückgelassenen Mundvorräthen noch auf einige Stunden entfernt, konnte mir in der That nichts gelegner sein, als diese Begegnung.

„Hier," rief Mr. Van der Velde, als ich mich allmälig und, nicht ohne Gefahr mir den Hals zu brechen, auf den Felskegel neben ihm emporgeschwungen: „Ihre Gesundheit, Freund! wie lange ist's her, daß wir zuletzt eine Flasche miteinander leerten?"

„Ein Jahr, wenn ich nicht irre."

„Wie ging's Ihnen unterdessen? dem Anschein nach nicht übel? Und wie steht's — à propos — mit unserer Wette? — he?" lachte Mr. Van der Velde zwischen seinen rauchgeschwärzten Zähnen: „Ich gäbe meinen Kopf darauf — ich habe Recht behalten! Ja, ja beichten Sie nur! Aber was ist Ihnen denn?" unterbrach er sich immer noch lachend, „steckte in unserem Brücken- und Wegbau-Inspektor ein verkapptes Künstlergenie, dem in der Villa Larinska irgend eine geheimnißvolle Offenbarung aufging? oder haben die Reste einer passirten Schönheit es Ihnen heute noch angethan?"

„Ihr Einsiedlerleben in der Wildniß," schnitt ich die Witzeleien ab, die in diesem Augenblick übler angebracht waren, als ihr Urheber selbst es freilich ahnen konnte. „Ihr Einsiedlerleben in der Wildniß muß Sie seit sehr langem schon unserem einstigen gemeinsamen Aufenthaltsort und Allem entführt haben, was sich dort zuträgt; sonst wüßten Sie ohne Zweifel, daß Madame Larinska vor mehr denn einem halben Jahre einem Herzleiden erlag, dem sie seit langem schon unterworfen war."

Das betroffene Gesicht meines Zuhörers, der über meine Erwiderung sogar seine Cigarre zu vergessen schien, die ihm sonst nie ausging, verfehlte nicht, mich sein frivoles Gerede von zuvor vergessen zu lassen.

Während er mir das Glas von Neuem füllte, wandte unser Gespräch sich unwillkürlich wieder auf den Gegenstand unserer einstigen Wette.

Was die letztere betraf — nun da hatte Van der Velde in der That Recht behalten.

Schon wenige Tage nach meiner ersten Unterhaltung mit Madame Larinska ward auch mir die Begünstigung zu Theil, deren sich bisher außer ihrem Arzte, nur der Abbate, als langjähriger Hausfreund rühmen durfte: Nach dem Diner in dem Garten-Pavillon der Villa, in Madame Larinska's Gesellschaft eine Cigarre zu rauchen.

Ja, es währte nicht lange und ich durfte mir sogar

schmeicheln, dem letzteren, dem guten Abbate in der Gunst unserer Wirthin den Rang streitig zu machen.

Vergebens hätte ich mich damals gefragt, worin der Reiz bestand, den diese Frau auf mich ausübte! In ihrem Wesen, in ihrer ganzen Art zu sein, lag Etwas, das mich gefangen nahm, mich zu ihrem Sklaven machte.

Allmälig schien Madame Larinska denn auch zu fühlen, wie verschieden meine Verehrung für sie von der des Abbate war, der den Maroskino und die Havanna, sein tägliches Dessert, vielleicht mehr als er selbst es ahnte, mit der Geberin und seiner Anbetung für sie verschmolz.

So erschloß sich mir mit der Zeit in dem behaglichen Salon der Villa Larinska inmitten des wüsten und unwirthlichen Bastia eine Oase, die durch den Umstand, daß ich mich von Manchem um dieselbe beneidet wußte, nichts von ihrem Reiz verlor.

Es war, so schien es, das Schicksal meiner Gönnerin, der so einsam lebenden Frau, daß Jeder, der mit ihr in Berührung kam, über ihre Vergangenheit Etwas wissen oder gehört haben wollte, oder über sie zu erfahren suchte.

So gab es denn z. B. unter unserer Tischgenossenschaft Niemand, der diese Neugier nicht auch mir gegenüber kund gegeben hätte.

„Es sei kein Zweifel," hörte ich den Einen be-

haupten, „irgend welche, vielleicht in die Vergangenheit dieser Frau zurückgreifende Beziehungen müßten zwischen mir und ihr bestehen!“ Oder, so erfuhr ich von anderer Seite, „ich sei der Sohn einer Frau, die einst das Opfer von Intriguen geworden, die Madame Larinska gegen sie gesponnen; jetzt, da sie sich alt und gebrochen fühle, und vielleicht dem Tode nah, wolle sie an dem Sohn vergüten, was sie an der Mutter verschuldet und mich zum Erben ihres Vermögens machen.“

Wie auch alle jene Fabeln lauteten, die mir fast täglich zu Ohren kamen, der Refrain war und blieb derselbe: Immer handelte es sich um einen Roman, dessen Heldin Madame Larinska war, und der mein vertrautes Verhältniß zu ihr erklären sollte.

„Es giebt kein Gerücht, das nicht wenigstens ein Körnchen Wahrheit in sich trüge,“ sagt ein slavisches Sprüchwort.

Wie wenig es auch den Anschein danach hatte, so sollte der alte Volksspruch doch auch in diesem Falle sein Recht behaupten.

Es war zu Beginn des Herbstes.

Wie gewöhnlich begleitete ich Madame Larinska nach der table d'hôte in ihre Wohnung, wo sich sonst mit unfehlbarer Regelmäßigkeit auch mein Nebenbuhler,

der Abbate zur täglichen Siesta einfand. Heute indessen war er ausgeblieben.

„Eine Verfügung des Bischofs von Sartene, seines Oberhauptes," ließ er durch einen Boten unserer Wirthin melden, „würde ihn auf unbestimmte Zeit fernhalten Er ließe sich ihr empfehlen, ihr das beste Wohlsein wünschend."

„Das beste Wohlsein," wiederholte Madame Larinska, als wir wieder allein waren, „was könnte ich mehr verlangen! Mit einem Leiden behaftet, das mich, wenn nicht heute so vielleicht schon morgen abruft, seit wie langem schon mit einem Fuß im Grabe, sehe ich doch wie es scheint noch blühend und jung genug aus, da meine besten und ältesten Freunde noch an mein Wohlsein glauben!" Sie blickte eine Zeitlang schweigend und in Gedanken vor sich hin.

„Wenn ich mich in meiner Einsamkeit," wandte sie sich plötzlich wieder zu mir „und in meinen Jahren überhaupt noch eines Freundes rühmen darf, der sich nicht nur zum Schein so nennt, so sind, glaub' ich, Sie es, Herr Jérome, mit dessen Sympathie," fügte sie lächelnd hinzu, „ich mich noch auf meine alten Tage brüsten darf? Irre ich mich oder darf ich ein wenig auf Ihre Anhänglichkeit rechnen?

„Würde es Sie erschrecken, wenn ich vielleicht eines

Tages eine Probe dieser Anhänglichkeit von Ihnen fordern würde? ja — eine Probe dieser Anhänglichkeit?" wiederholte sie mit Nachdruck.

Während ich statt der Antwort ihre Hand an meine Lippen zog, fuhr Madame Larinska fort:

„Da wir heute allein sind, so will ich Ihnen, wie es längst schon meine Pflicht gewesen wäre, die Honneurs in meiner Klause machen! Kommen Sie!"

Mit diesen Worten nahm sie meinen Arm und führte mich einer zierlichen, in Schneckenwindungen in den oberen Stock der Villa geleitenden Stiege zu.

„Das ist, wissen Sie wohl, mein Allerheiligstes! Es giebt außer mir selbst nur sehr Wenige, die sich rühmen können, es betreten zu haben."

Mittlerweile waren wir aus einer Art Vorhalle, in eine Enfilade theils mit kostbaren Metallen und Versteinerungen, theils mit Gemälden und Statuen gefüllter Räume gelangt.

Inmitten derselben befand sich ein um Einiges über die umliegenden Gemächer erhöhter Saal in Form einer Rotunde.

„Dies ist die Gemäldegalerie, von der Sie vielleicht schon gehört haben, und das dort, mein Jugendbildniß."

Mit diesen Worten wies meine Führerin auf ein lebensgroßes, weibliches Brustbild uns gegenüber: „Es

war zur Zeit, wo es entstand, so sagten wenigstens die Leute, von unübertrefflicher Aehnlichkeit."

Durch die offne Thür fiel der rothe Schein der Abendsonne und glitt in zitternden Wellen über das zarte Antlitz, das bis zur Täuschung lebenathmend zu uns herabsah. Nie erinnerte ich mich, eine vollkommenere Gesichtsbildung, reinere Formen, sanftere Farben gesehn zu haben, als sie mir entgegenstrahlten.

„Wenn Sie in Ihrer Jugend ebenso glücklich als schön gewesen sind," sprach ich, kaum, daß ich mir meiner eigenen Worte bewußt war, wie im Traum vor mich hin; aber ehe ich mit meinem Satz zu Ende war, fiel Madame Larinska mir in's Wort: „Lassen Sie das, mein Freund! Es giebt hier noch Manches, was ich Ihnen zeigen wollte.

„Wie gefallen Ihnen die Landschaften dort!

„Nun?" wiederholte sie, indem sie sich auf einem längs der Wand hinlaufenden Divan niederließ und und mir mit einer halb einladenden, halb herrischen Handbewegung bedeutete, neben ihr Platz zu nehmen.

Nur mit Widerstreben mich losreißend, kam ich dem erhaltenen Winke nach. Aber es währte nicht lange, daß es mir mit dem Landschafts-Cyclus, der zu einer Art Halbkreis geordnet uns gegenüber hing, nicht

anders erging als es zuvor mit Madame Larinska's Jugendbildniß gegangen war.

Je mehr und mehr fühlte ich mich von einem eigenartigen Zauber umfangen.

Jedes dieser Bilder schien seine eigene Geschichte zu haben, gleichsam in geheimnißvoller Andeutung von dieser Geschichte zu erzählen. Die erste der theils nur flüchtig hingeworfenen Skizzen, die dem außerordentlichen und grandiosen Gepräge nach, das sie an sich trugen, sämmtlich von ein und derselben Hand herrührten, stellte die Küste von Isola rossa dar: die von Abendgluth überströmte Wildniß; die Stadt an den Inselklippen, von denen sie ihren Namen trägt.

Darunter die Worte: „Isola rossa unter dem Donner feindlichen Geschützes gegründet von Pasquale Paoli, dem weisesten Menschen, dem größten Wohlthäter seines Volkes."

Anderen in ähnlicher Weise aus den Freiheitskämpfen des corsischen Volkes herausgegriffenen Motiven reihte sich ein zweiter Cyclus an: mit Verwegenheit den eigenartigen Tönen des südlichen Himmels abgelauschte Scenen aus der corsischen Wildniß. Darunter eine, die durch den mächtigen Ernst der Darstellung meine Aufmerksamkeit besonders fesselte: ein Stück Uferland, öde und unwirthlich wie der Küstenstrich des Nebbio.

Wie die vorigen, so trug auch dieses Gemälde eine Inschrift und zwar in schweren, gothischen Lettern die Worte, mit denen Dante seine Höllenwanderung antritt.

Wären die wunderlichen Inschriften nicht gewesen, die in dem Künstler eher einen Dilettanten als einen Maler von Profession voraussetzen ließen, so hätte ich geglaubt, den zufällig in diese Wüste verschlagenen Nachlaß eines Salvator Rosa vor mir zu haben.

Begierig, Etwas über den Künstler zu erfahren, frug ich nach seinem Namen.

Aber Madame Larinska schien mich nicht zu hören.

„Dort," sagte sie, indem sie auf das Portrait eines Mannes wies, das offenbar ein Pendant zu dem ihrigen — wie die gleiche Form, der gleiche Rahmen es andeuteten — demselben gegenüber hing: „das ist das Selbstbildniß des Autors dieser Studien.

Es war mittlerweile Abend geworden und in der rasch zunehmenden Dunkelheit konnte ich noch so viel wahrnehmen: der Mann, dessen Portrait das Bild vorstellte, mochte einige vierzig Jahre zählen. Das derb markirte Gesicht wäre nicht reizlos gewesen, ja es hätte sogar in seiner Art schön genannt werden können, wenn ein scharfer Zug um Mund und Nase, ein Zug von Härte und Gewaltsamkeit es nicht entstellt hätte.

„Je mehr Sie sich mit dieser Wildniß und ihrer Geschichte vertraut machen," nahm Madame Larinska das stockende Gespräch wieder auf, „um so mehr werden Sie selbst erfahren, zu welch seltsamem Loose sie vom Anfang aller Zeiten her ausersehen ward: gleichsam dem Banne feindlicher Schicksalsmächte anheimgegeben! wie viele außerordentliche Menschengeschicke sie schon, eine nimmersatte Sphinx, in ihrem Schooß verschlang: Geschicke, sei es großer, sei es verbrecherischer Art, von denen Bücher und Traditionen nur den kleinsten Theil bewahrten: denn ihre Zahl so auch ihr Loos ist den Sandkörnern gleich, die vom Rande ihrer Felsen in die Tiefe rollen.

Die Fluth geht über sie hin und Niemand fragt danach.

Unter den Namen, die da zu nennen wären, ist auch der des Mannes, nach dem Sie mich frugen. Doch genug für heute," schloß Madame Larinska, indem sie meinen Arm nahm und wir den Rückweg durch den bereits dunklen Flur antraten.

Als ich an einem der folgenden Tage wie gewöhnlich schon früh morgens über meinen Plänen und Landkarten brütend in meinem Studio saß, vernahm ich draußen ein schüchternes Pochen, wie von zitternder Hand. Erst, nachdem dasselbe sich von Zeit zu Zeit wiederholt hatte, überzeugte ich mich, daß es mir galt und daß

es die Thür meines Studio war, an der es sich vernehmen ließ. Auf mein „Herein" öffnete sich dieselbe leise.

Ein Blick auf Ursule, die schluchzend den Kopf in ihre Schürze vergraben draußen stand, genügte um mich ahnen zu lassen, welcher Art die Botschaft war, die sie mir brachte.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Meine Herrin," stammelte das Mädchen, während es auf meine Aufforderung eintrat, „meine Herrin ist an einem jener plötzlichen Anfälle, wie ihr Leiden sie seit Jahren mit sich brachte, in voriger Nacht verschieden. In ihrem Namen hab ich Euch das hier zu übergeben." Damit reichte sie mir ein Briefcouvert, das in kaum lesbarer Schrift die Wort enthielt: „Es ist mein letzter Wille, daß die von mir hinterlassenen Schriften, die sich in Ursule's Verwahrsam befinden, Ihnen übergeben würden.

Théreſe Larinska."

Wie ich schon an der Ueberschrift der Papiere sah, die Ursule mir, dem an sie ergangenen Befehl gemäß noch an dem nämlichen Tage auslieferte, hatte Madame Larinska sich in denselben nicht der französischen Sprache, sondern eines slavischen Idioms bedient.

In Folge ihres leidenden Zustandes auf einen mög-

licher Weise jähen Tod gefaßt, wollte sie ohne Zweifel vermeiden, daß die in jenen Schriften enthaltenen Aufzeichnungen in profane Hände fielen und etwaigem Mißbrauch preisgegeben würden.

In einem Zettel, der mir beim Durchblättern des Inhalts in die Hand fiel, stieß ich auf eine zweite, wenige Tage vor ihrem Tode an mich gerichtete Zuschrift:

„Die Gemäldegalerie und Alles, was sich an künstlerischem Inventar in dem oberen Stock der Villa befindet, verbleibt nach meinem Tode Ihr Eigenthum. Ich vermache Ihnen insbesondre die beiden Portraits und die Ihnen bekannten Landschaften und übrigen Gemälde der Rotunde.

„Ich vermache Ihnen aber auch diese Blätter und die Verantwortung über ihre Verwerthung.

„Um vor dem Eindringen unberufener Blicke sicher zu sein, bediente ich mich bei den Aufzeichnungen, die Sie in denselben finden, meiner heimathlichen, hier auf dem fremden Boden so gut wie todten Sprache.

„Der Zufall fügte, daß ich während unseres Verkehrs erfuhr, daß Sie auf Ihren Reisen Gelegenheit hatten, sich mit den mannichfachsten Zweigen unseres slavischen Sprachstammes vertraut zu machen, unter denselben auch des Idioms, dessen ich mich bedient habe; ja einige Ihrer Broschüren erschienen sogar in demselben.

„Ihr Vater, Herr Daniel Jérome, war in einer heute fernliegenden Zeit einer meiner besten und getreuesten Freunde.

„Indem ich Ihnen somit meinen Nachlaß anvertraue, sage ich Ihnen meinen letzten Dank für den erwärmenden Lichtstrahl, den die Begegnung mit Ihnen, die so viel Fernliegendes noch einmal in mir wachrief, auf den einsamen Rest meines Lebens geworfen hat.

An Herrn Francis Jérome.

Thérese Larinska.

Bastia, im Oktober 1868."

* * *

Dies sind die Vorgänge, die mich in den Besitz ihres Nachlasses, d. h. der Geschichte jenes Mannes setzten, dessen Bildniß in der Galerie der Rotunde dem ihrigen gegenüber hängt, und auf die Madame Larinska während meines letzten Besuches hinwies, als auf eines unter jenen Dramen, die verschollen, kaum gekannt und genannt, und dennoch gewaltig, wie die Schicksalstragödien der Alten, von den fernliegensten Zeiten bis auf heute, ihren Schauplatz auf diesem wilden und üppigen Boden fanden.

Wer sich in ihren Inhalt versenkt, dem weht es entgegen, bald wie ein Hauch aus den Psalmen der Vorzeit,

bald wie aus den Klageliedern der über ihren zürnenden Gott trauernden, von seinem Fluch getroffenen Propheten.

Nachdem ich lange mit mir zu Rathe gegangen, wie ich der von Madame Larinska mir zuertheilten Aufgabe gerecht werden sollte, beschloß ich, ihren Nachlaß, indem ich ihn in ein Jedermann zugängliches Idiom übertrug, der Oeffentlichkeit zu übergeben, die ein Recht auf den Besitz desselben hat, als auf einen Denkstein mehr einer Bewegung der Geister, die vorüber ist, deren Schwingungen aber noch in Jedem nachklingen, der einst von ihr berührt ward! die heute noch mächtige Schatten wachruft, die sie gleichsam der Zukunft in den Schooß warf —— Schatten, wie jede große, von umbildenden Kräften erschütterte Zeit sie hinter sich zurückläßt: getäuschte Hoffnungen, die in Nichts zerfielen, Träume hochfliegender Geister, deren Sturz dem Sturz des Lucifer glich.

Dimitar.

Mein Vater, Pierre Larinsky, war der letzte Sprößling eines alt-slavischen Adelsgeschlechts.

In Folge der Machinationen einer ihm übelwollenden Partei sah er sich — es war im Winter des Jahres 1838 — zur Flucht aus seinen im Süden der Moldau gelegenen Stammgütern genöthigt.

Des Einverständnisses mit dem slavischen Carbonarismus verdächtigt, gelang es ihm eben noch rechtzeitig, sein Vermögen flüssig zu machen und sich durch schleunigst in's Werk gesetzte Emigration den Umtrieben seiner Feinde zu entziehen.

Dem Absolutismus ebenso abgeneigt wie den gewaltsamen Umsturz-Ideen der „Rothen" oder „Carbonari," wandte er sich, wie so Viele seiner Gesinnungsgenossen, nach Frankreich; in der Hoffnung, unter einer eben erst aus der Revolution hervorgegangenen Regierungsform eine neue Aera zu erleben, mit ihr die Ver-

wirklichung seines eigenen socialen und politischen Reform-Ideals.

Auf der mit allen Beschwerlichkeiten der Flucht betriebenen Winterreise begleiteten ihn meine Mutter und ein paar Freigelassene, die aus eigenem Antrieb darauf bestanden, sich nicht von ihrer Herrschaft zu trennen, sondern das Schicksal derselben zu theilen, welcher Art es auch sein mochte.

Aber kaum in Paris und in ihrer neuen Behausung, dem von meinem Vater angekauften und auf seinen Namen übertragenen Palais Larinsky angelangt, erlag meine Mutter, die von zarter Gesundheit, dazu ihrer ersten Niederkunft nahe war, den erlittenen Anstrengungen. Wenige Tage, nachdem sie mir das Leben geschenkt, verschied sie in den Armen meines Vaters. Letzterer, durch den Verlust der um Vieles jüngeren, leidenschaftlich von ihm geliebten Frau völlig niedergeschmettert, sah von nun an seinen einzigen Trost in mir und in der Zärtlichkeit, die er von der Verstorbenen auf mich übertrug.

So wuchs ich heran; der angebetete Liebling des eben erst gewaltsam von dem vaterländischen Boden losgelösten, nun doppelt verwaisten Mannes, wurde ich von ihm wie von den übrigen Hausgenossen auf Händen getragen.

Was mein Vater mir an den Augen absah, war schon im Voraus gewährt; ebenso galt bei der Dienerschaft, jenen Freigelassenen, deren Einige fast schon ein Menschenleben mit ihm getheilt, der leiseste Wunsch, den ich aussprach, als Befehl.

Eine natürliche Folge dieser Verhältnisse war eine Frühreife, die sich sowohl geistig als körperlich in mir vollzog.

Es nahm daher Niemand Wunder, daß mein Vater mich, als ich kaum in mein fünfzehntes Lebensjahr trat, in die bisher als „Junggeselle" von ihm allein besuchten, geselligen Zirkel einführte.

Zu den Gästen, die sich, je mehr die Saison vorrückte, desto zahlreicher in unserem Salon einfanden, zählte unter Anderen ein griechischer Edelmann, der sich Dimitar Gjuza nannte.

Schon bei unserer ersten Begegnung war Gjuza's Name mir nicht fremd; von meinem Vater und dessen Freunden hatte ich häufig von ihm reden gehört, als von einer der glänzendsten Erscheinungen der Coterie slavo-grecque, der auch wir angehörten.

Anfangs sah mein Vater es dem Anschein nach nicht ungern, daß Gjuza mich von unserer ersten Begegnung an mit Auszeichnung behandelte.

Es mochten aber kaum drei oder vier Wochen seit

Dimitar's erstem Besuch in unserem Salon verstrichen sein, als ich in dem Verhalten meines Vaters einen mir räthselhaften Umschwung wahrnahm. Sonst pflegte er, so oft die Gäste sein Cabinet verließen, mit denen er in intimerem Umgang stand als mit der Masse unserer übrigen Bekannten, und die er aus diesem Grunde als sein „Comité de Confidents" bezeichnete, oder so oft er Abends aus seinem „Club d'Emigrants" heimkehrte, sich mit Wärme darüber auszulassen: „daß er an Gjuza, dem vielumworbenen Salonmenschen, nicht nur seine geselligen Talente bewunderte, sondern daß er in dem vornehmen Seigneur zugleich einen Mann kennen gelernt, dessen ihm verwandte politische Gesinnung ihn vor Allem anzog und fesselte. Ja mitunter schien aus jenen Aeußerungen hervorzugehn, daß Gjuza sich in Bezug auf diese Gesinnung nicht auf das bloße theoretische Bekenntniß beschränkte, daß er sich selbst an der Bethätigung gewisser, von meinem Vater geleiteter philanthropischer Bestrebungen betheiligte. Ueber die letzteren pflegte mein Vater sich zwar selbst mir gegenüber nicht weiter auszulassen; doch dienten sie ohne Zweifel keinem andern Zwecke als einer Propaganda derselben liberalen Ideen, die schon in der Heimath seinen Feinden als Anhaltspunkt für ihre Umtriebe gedient hatten.

„Vielleicht," sagte ich mir, indem ich mich umsonst bemühte die Ursachen einer so jähen Umstimmung zu ergründen, denn geflissentlich schien mein Vater jedem auf diesen Gegenstand hinzielenden Gespräch aus dem Wege zu gehn, „vielleicht handelt es sich weniger um eine unmittelbare, persönliche Abneigung als um eine allgemeine Verstimmung, die sich allmälig des alternden Mannes bemächtigte?"

Was war am Ende natürlicher, als wenn mein Vater sich mit den Jahren von der Welt und ihren geselligen Verpflichtungen und Ansprüchen loslöste, wenn er sich ihr mehr und mehr verschloß.

Seit dem Tode meiner Mutter auf eigenes Lebensglück verzichtend, sah er jetzt auch die Welt mit jedem Tage mehr in Bahnen lenken, die in ihren gewaltsamen Bestrebungen und in ihrem unversöhnlichen Kampf um die äußersten politischen und socialen Gegensätze mit Allem in Widerspruch standen, was ihm als Ideal vorschwebte, was er für billig und recht erkannte.

Gjuza, dem die veränderte Stimmung meines Vaters ebenso wenig entging als mir, ließ sich immer seltener, endlich garnicht mehr bei uns sehen.

Seltsamer Weise aber verschwand er zu gleicher Zeit auch aus den übrigen Salons der schon erwähnten Coterie, in denen er sonst lebhaft verkehrte.

So kam es, daß ich während mehrerer Monate Nichts mehr von ihm gehört hatte.

Da geschah es, daß wir uns noch einmal begegneten. Es war zu Ende der Saison während der Karnevalsfestlichkeiten, die mit einem Ball bei der Gräfin de Lonez, einer der reichsten und angesehensten Damen unseres Kreises, beschlossen wurde.

Von Geburt, wie meine Mutter, Moldauerin, in demselben Kloster, dem Sacré-coeur de Belge, erzogen und schon von Kindheit auf mit meinen Eltern befreundet, war die Gräfin de Lonez mir von früh auf eine zweite Mutter gewesen.

Auch hegte sie, wie mein Vater mir in letzter Zeit häufig angedeutet, den Wunsch, mich mit dem jungen Grafen Henri zu vermählen, dem einzigen Erben und zukünftigen Stammvater des alten Geschlechts der de Lonez.

Nicht ohne den peinlichsten inneren Zwiespalt sah ich seit jener Eröffnung meines Vaters dem heranrückenden Festtage entgegen; denn zu den Gästen, die man im Palais de Lonez erwartete, zählte nach einer längeren Abwesenheit auch Graf Henri, der sich seit einigen Jahren an den Höfen von London und Petersburg auf eine diplomatische Carrière vorbereitete.

Bei der verschlossenen Natur meines Vaters, der

zu Allem eher neigte, als zu vorgreifender oder übereilter Handlungsweise, blieb in mir kein Zweifel übrig: Es geschah im Namen der gräflichen Familie und in Uebereinstimmung mit ihr, wenn er mich durch scheinbar absichtslos hingeworfene Winke und Andeutungen auf den Plan einer Verbindung unserer beiden Familien vorbereitete.

Zufällig klagte mein Vater, dessen Gesundheit schon seit einiger Zeit nicht die beste war, auch an dem Tage, wo das Schlußfest des Karnevals im Palais de Lonez stattfinden sollte, wiederholt über zunehmende Schwäche und Uebelbefinden.

Da mein erst nur schüchterner Versuch, ihn von dem Besuch des Balles zurückzuhalten, erfolglos blieb und ich endlich lebhafter in ihn drang: Er möge mir gestatten der Gräfin zu schreiben und unser Ausbleiben zu entschuldigen, begegnete mein Vater mir zum ersten Mal seit ich zurückdenken konnte, unwirsch, fast mit Härte.

„Ein derartiger Refus im letzten Moment wäre eine Unhöflichkeit gegen die Gräfin. In einer Stunde werde der Wagen bereit sein. Es sei daher Zeit, an meine Toilette zu denken!"

Die gereizte Stimmung, die ungewohnte Schärfe dieser Entgegnung konnten ihre Rückwirkung nicht auf mich verfehlen.

Eines war gewiß: Wenn Graf Henri um mich anhielt und ich ihn zurückwies, so hatte ich mich auf einen harten Kampf gefaßt zu machen.

Als ich um die angesetzte Stunde zum Aufbruch bereit in das Cabinet zurückkehrte, wo ich meinen Vater verlassen, fand ich ihn in anscheinendem Halbschlaf, mit allen Zeichen der tiefsten Erschöpfung in seinen Fauteuil zurückgelehnt. Auch glaubte ich einen Ausdruck heimlich nagender Sorge oder Unruhe in seinem Gesicht zu lesen, wagte es aber nicht, ihn nach der Ursache zu fragen.

Nach einer, wie es mir heute scheinen wollte, nicht endenden, unter ungewohntem und peinlichem Schweigen zurückgelegten Fahrt, hielt endlich unser Wagen an dem Boulevard des Italiens, wo das Gräfliche Palais sich mit seinen hell erleuchteten Fensterreihen von Weitem schon von den umliegenden Palästen abhob. Während zufällig eine der flimmernden Feuer-Rosetten über dem Portal das Innere unseres Coupés mit einem flüchtigen Lichtschein überzog, beugte mein Vater, der bis dahin stumm dagesessen, sich hastig gegen mich vor.

Behutsam, als fürchtete er die Blumen- und Spitzengewebe zu verletzen, die meinen Ball-Anzug bedeckten, schlang er seinen Arm um mich. In seiner Stimme bebte eine fast heftige Zärtlichkeit, während er

mir die Worte zuflüsterte: „Bei der heiligen Jungfrau, wenn der graue Bart mir nicht über die Brust fiele, und mich daran mahnte wie fern jene Tage liegen, so könnte ich mir einbilden, die theure Todte vor mir zu sehn!

„Schön und gut wie sie — möge Dich der Himmel behüten, wenn es mir nicht mehr vergönnt ist —."

— — — — — — — — — — —

Das Gerassel des Wagens, der durch das Portal des Palastes rollte, übertönte die leise, wie von aufquellenden Thränen erstickte Stimme. Kaum blieb mir Zeit, die zitternde Hand, die mir liebkosend über Stirn und Wange fuhr, zu ergreifen und an meine Lippen zu ziehen; denn schon trat einer der Festordner zu unserem Empfang an den Wagenschlag.

„Ohne Zweifel," sagte ich mir, während ich auf den Arm meines Vaters gestützt dem voranschreitenden Festordner folgte: „Durch die begütigenden Worte wollte jener die ungewohnte Rauhheit wieder gut machen, mit der er mir zuvor begegnet war!" und unwillkürlich fuhr ich in meinen Gedanken fort: „Wie thöricht von mir, zu fürchten, daß mein Vater, er, der mir nie einen Wunsch versagte, der mich bisher nur verzärtelt, ja vergöttert hatte, mir je einen Zwang auferlegen würde — und noch gar den ungeheuersten Zwang, der das Leben eines Weibes treffen kann!"

Und leichteren Herzens, als ich es eben noch für möglich gehalten, fing ich jetzt erst an, der um uns entfalteten Pracht inne zu werden.

Wirklich glich schon das Treppenhaus mit seinen umkränzten Säulen, seinen Amoretten und Sphinxen, die aus schattigen Hecken hervorsahen und vom bengalischen Licht übergossen in allen Farben und Tönen spielten, einem Feengarten, dessen Magie durch die von Ferne herüberhallende Musik nur noch gesteigert wurde.

Eben waren wir aus dem Gedränge, das bereits das Vestibule anfüllte, in den Salon gelangt, wo der Empfang der Gäste stattfand — da sah ich mir gegenüber eine hohe, dunkle Gestalt, die ich unter Tausenden heraus erkannt hätte. Wie ein schwarzer Schattenriß zeichnete Gjuza's hohe Figur sich von dem ringsum wogenden Uniformen- und Toiletten-Gewirre ab.

Im Gespräch mit dem Hausherrn stand er in einer Fensternische; wenige Schritte von ihm entfernt der Graf Henri, der ihn mit finsterer Aufmerksamkeit zu beobachten schien.

Während mein Vater die Gräfin begrüßte, die soeben auf uns zutrat, gewann ich Zeit, mich zu sammeln, des innern Aufruhrs Herr zu werden, der mich erschütterte, als ich so plötzlich Gjuza mir gegenüber sah.

Bei dem Gedanken aber, der mich in diesem Augen-

blick — ein erleuchtender Blitzstrahl — durchfuhr, fiel's wie ein Alp, der lange erdrückend gelastet, mir von der Seele!

Traf doch der Zeitpunkt, seitdem ich Gjuza auch bei der Gräfin nicht mehr wie früher begegnet war, genau mit dem zusammen, wo mein Vater mir gegenüber die erste Andeutung über die von der gräflichen Familie und von ihm gehegten Wünsche in Bezug auf den Grafen Henri fallen ließ.

„Nicht ein Schuldgefühl," sagte ich mir aufathmend, „sondern nur verletzte Eigenliebe war es, die Gjuza bewog, sich von den Kreisen fern zu halten, in denen er auf die Begegnung mit meinem Vater und dem ihm vorgezogenen Rivalen gefaßt sein mußte."

Mit dieser Muthmaßung stand freilich Gjuza's heutiges Erscheinen im Widerspruch.

Vielleicht aber war er dem Allem zum Trotz nur gekommen, um sich zu überzeugen, wie es um mich bestellt war, ob die Wünsche meines Vaters auch die meinigen waren, wie weit ich ihm folgen oder ihm Widerstand leisten würde?

Gleichviel! Das, was ich heimlich befürchtet, war ein unbegründetes Mißtrauen!

Mein Vater, die Gräfin hatten kein Recht, ihm mit Verachtung zu begegnen, ihn öffentlich zu verleugnen!

Er hatte nichts Schimpfliches begangen! Er war freiwillig fortgeblieben! Das bewies seine Einladung zu dem Feste!

So suchte ich, selbst wenn es nicht ohne willkürlichen Selbstbetrug geschah, jeden Zweifel, der bisher an mir genagt hatte, abzuwehren; denn ich wollte an Dimitar glauben! Ich wollte mir sagen dürfen: daß er des Reizes, den er von unserer ersten Begegnung an auf mich ausgeübt hatte, nicht unwürdig war.

In jenem halbwachen Zustande, den jede aufkeimende Leidenschaft mit sich bringt, waren Stunden verstrichen.

Der eigentliche Ball, auch das Souper war vorüber; bereits nahm die Mazurka ihren Anfang, die nach dem üblichen Fest-Regime als Schluß-Akt jedes größeren Ballfestes aufgeführt wurde, zumal wenn die Gesellschaft, wie hier, einen vorwiegend slavischen Charakter trug.

Eine Wahltour hatte mir meinen Tänzer, den Grafen Henri, entführt.

In seiner gewohnten Haltung, den Kopf leicht nach vorn geneigt, die Arme über der Brust verschränkt, stand Gjuza mir gegenüber.

Ohne sich selbst an dem Tanz zu betheiligen, hatte er sich mir im Laufe des Abends nur hin und wieder

genähert; kaum, daß ich ein Wort — doch es bedurfte dessen nicht! — mit ihm gewechselt.

Von tausend nie geahnten Empfindungen bedrängt, ahnungsvolle Schauer, die mich durchbebten, so oft der Wirbel des Tanzes mich an Gjuza vorüberführte und die Flamme, die dann aus seinem Auge schlug, mir sagte, daß ich von ihm ebenso wenig vergessen war, als ich ihn vergessen hatte! wie auf stürmenden Wellen fortgetragen, in eine Traumwelt versenkt, erschien mir Alles, was um mich vorging, wie von einem Schleier umhüllt.

Nur Eine Gestalt hob sich grell von dem chaotischen Gewirre ab. Wo ich hinblickte, begegnete ich ihr: „Derselbe Gjuza, den ich sonst gekannt, und doch ein Anderer in seiner nie so berückenden, nie so gebieterischen Schönheit!“

Unter der unablässig fortrauschenden Musik, die dem alt-slavischen Volkstanz das ihm eigene, bald düstere, bald bacchantisch wilde Gepräge verleiht, holte Henri mich zu einer neu beginnenden Tour ab.

Eben im Begriff, der übrigen austanzenden Paaren nachzufolgen, hielt Henri plötzlich inne. Eine auffallende Bewegung that sich uns gegenüber in der Thür kund. Mit rücksichtsloser Hast Alles bei Seite schiebend, was ihm im Wege war, drängte sich Antoine, der alte,

in der Familie ergraute Kammerdiener der Gräfin — als eine Art Despot im Hause bekannt und fast gefürchtet — durch eine Gruppe murrender Damen und Herren. Wie die Herrschaft selbst, so war Jeder, der in der gräflichen Familie verkehrte, darauf angewiesen, sich in die Launen und Wunderlichkeiten Antoine's zu fügen.

„Sehen Sie nur!" rief Graf Henri halb lachend, halb ärgerlich: „wie er's treibt! Bald hätte er der Marquise R... die Schleppe abgetreten und sie und ihren Cavalier auf die brüsqueste Weise aus dem Gleichgewicht gebracht! Sehen Sie nur die ergrimmten Gesichter!"

Aber plötzlich verstummte Henri.

Die Gleichgültigkeit, mit der Antoine den empörten Ausruf der Marquise „Er sei ein Imbécile" und die ähnlich lautenden Zurechtweisungen der umstehenden Herren über sich ergehen ließ, das verstörte Gesicht, mit dem sich der Alte suchend nach allen Seiten umsah und endlich auf mich und meinen Tänzer zueilte, ließen auf etwas Ernsteres und Gewichtigeres schließen, als blos auf eine der Unarten, die man ihm nachzusehn gewohnt war.

„Mademoiselle Larinska wird ersucht," keuchte Antoine, indem er vor uns stehn blieb und sich mit

dem Taschentuch über das schweißbedeckte Gesicht fuhr, „sich ohne Verzug zu Ihrer Gräflichen Gnaden zu begeben."

Von einem Vorgefühl, das mir fast den Athem benahm gepeinigt, stieß ich nur mühsam die Frage heraus: Er möge mir um Gotteswillen sagen, was es gäbe? — Aber Alles, was sich aus Antoine herausbringen ließ, war die Antwort: Er habe keine andre Auskunft zu ertheilen, als die eben ausgerichtete: Daß die Gräfin mich in ihrem Cabinet erwarte, und daß Graf Henri mich begleiten möge."

Durch ein Labyrinth von auf- und abführenden Stiegen waren wir endlich an eine nur halbgeschlossene Tapetenthür gelangt, vor der Antoine stehen blieb, indem er dem Grafen Henri leise einige Worte zuflüsterte, die ich offenbar nicht hören sollte.

Kaum hatte Henri die in das Boudoir der Gräfin führende Thür geöffnet, als sich auch schon im Nebenzimmer leise über den Teppich hingleitende Schritte vernehmen ließen.

„Fassen Sie sich, Thérese," sagte die Gräfin, indem sie auf mich zutrat und mich an der Hand nahm, „ein plötzliches Unwohlsein hat Herrn Larinsky befallen. Hoffentlich ist es nur vorübergehend. Wir haben bereits nach Herrn Jérome geschickt. Er wird sogleich

da sein. Aber säumen wir nicht länger; Ihr Vater verlangt nach Ihnen!"

Leise schob Henri, der uns voranschritt, die dicht geschlossenen Damastvorhänge bei Seite, die das Boudoir von dem angrenzenden Corridor trennten.

Auf einem, aus der Mitte desselben aufragenden Himmelbett lag mein Vater. Während ich mich, vor Angst und Kummer sprachlos, über ihn herabbeugte, öffnete er die Augen und zog mich zu sich herab, als wolle er sich überzeugen, ob ich es auch gewiß sei, oder als hätte er mir Etwas zu sagen, was außer mir Niemand hören sollte.

Aber umsonst bemühte ich mich mit allem Anspann dessen ich fähig war ihn zu verstehen. Nur Eines vernahm ich deutlich, daß es Gjuza's Name war, der ihm zwischen den abgebrochenen Lauten, die ihm immer wieder auf der Zunge erstarben, mehrmals wiederkehrte.

Er lag eine Weile regungslos da. Aus den festgeschlossenen Lippen war der letzte Athem schon, so schien es, entflohen.

Plötzlich aber raffte er sich noch einmal auf, mit fast übermenschlicher Anstrengung zweimal die Worte: „Hüte Dich!" wie einen Hülferuf ausstoßend.

Dabei glitten seine Hände, die Etwas zu suchen

schienen, mit peinvoller Hast über das knisternde Blumengewebe, das meinen Ballanzug bedeckte.

Endlich griff er nach dem Verlobungsring meiner Mutter, der seit meiner Firmelung mein Eigenthum war, und den ich stets an der Hand trug.

Indem er den Ring fest umspannt hielt, schien er mir mit dieser Bewegung Etwas andeuten zu wollen, was er sich vergebens auszusprechen mühte.

Immer schwächer wurde die Spannkraft der immer noch ängstlich um mich geklammerten Hände. Die convulsivisch geschlossenen Finger öffneten sich und zeichneten unleserliche Figuren vor sich in die Luft.

Aus den weitgeöffneten Augen glitt ein Blick, der schon nicht mehr dem Leben angehörte, leer und glanzlos an mir vorüber.

Endlich verstummten auch in dem Festsaal drüben die rauschenden Klänge, die noch eine Zeitlang, wie ein Hohn auf den Vorgang, der sich hier so still und geräuschlos vollzog, herübertönten.

Das Letzte, was ich selbst noch in dem todtenstillen Raum vernahm, waren die Worte des Arztes: „Ein Nervenschlag — es ist vorüber!"

Die aus hunderten fremder Gesichter auf mich gerichteten Blicke, das Durcheinander der Stimmen in der Vorhalle, das Rufen nach Wagen, das fast einer

Flucht ähnlich sieht und dort unter derselben Licht-Rosette, die vorhin bei unserer Ankunft in unseren Wagen schien, als mein Vater mich zum letzten Mal liebkoste, eine hohe Gestalt, schweigend den Blick auf mich gerichtet, denselben Blick, der mir eben erst alle Gluth des ersten Jugendglücks verhieß!

Der Wagen rollt vor das Portal. Gewaltsam sucht Jemand im Gedränge hinter uns sich in meine Nähe zu drängen. Ist es Gjuza? Die Pferde ziehen an und fort geht's der Bahre nach, die man vor uns die Straße hinabträgt. All diese Vorgänge verweben sich zu einem Chaos, das kein Ende nimmt.

Vor meinen Augen schwimmen tausend glimmende Farben, die allmälig in ein nebelhaftes Grau versinken. Ich spüre, ich unterscheide nichts mehr; nur eine wie aus der Ferne herübertönende Musik summt mir in die Ohren.

„Sie schläft," flüstert eine leise Stimme, über mich weg. Tastend fährt eine kühle Hand mir über die Schläfen: „Die Stirn bedeckt sich mit Schweiß," flüstert dieselbe Stimme. „Die Krise ist eingetreten."

* * *

Seit dem Tode meines Vaters war etwa ein halbes Jahr verstrichen. Immer noch ließ ein schleppendes Siechthum, das nach vorhergegangenem zerstöreriſch

wüthendem Fieber in mir zurückblieb, in meiner Umgebung Alles bis auf den Arzt selbst an meinem Aufkommen zweifeln. Je mehr der Herbst vorrückte, um so dringender bestand letzterer — es war der Doctor Jérome, der schon zuvor genannte Freund meines Vaters — auf einem Winteraufenthalt im Süden. Trotz meines Widerstrebens gegen jede Aenderung des gewissermaßen nur halbwachen Zustandes, in dem meine Kräfte, wie ein Licht, das sich selbst langsam aufzehrt, dahinschwanden, gab ich endlich nach und erklärte mich willig, mich in die Anordnungen Jéromes zu fügen.

Während der Reise, deren Ziel erst Nizza, alsdann Neapel war, bestand meine Begleitung nur aus Sofia, meiner einstigen Wärterin und der Zofe, die uns Beide bediente. Sofia, die schon im Hause meiner Großeltern, meiner verstorbenen Mutter als Amme gedient, war nach dem Tode von meinem Vater gewissermaßen zur Gebieterin des verwaisten Hausstandes erhoben worden. Bis auf die zwar prunklosen aber gewählten Stoffe, in die sie sich von nun an auf seine Anordnung zu kleiden pflegte, ja bis auf die Räume, die seit dem Begräbnißtage meiner Mutter zu ihrem Gebrauch überlassen wurden, blieb ihre Stellung mehr die eines gleichgeordneten, als eines dienenden Mitgliedes der Familie.

Zwar wurde von Seiten der Gräfin, als jetzt die Abreise heranrückte, in Vorschlag gebracht: die Zofe zurückzulassen und eine vornehmere Aja, als die schlichte, trotz der ihr eingeräumten Sonderstellung anspruchslose Sofia es war, zu engagiren.

Auf die Bitten und Einwendungen, die ich dagegen erhob, unterblieb jedoch das Engagement der Gouvernante.

Sowohl die Gräfin, als ihr Gemahl — nach dem Tode meines Vaters hatte letzterer sich mir zum Vormund angetragen, da die Nachsuchung um ein Testament sich fruchtlos erwies — Beide kannten die Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen war zu gut, um gewaltsam auf einer mir unerwünschten Maßregel zu bestehen.

Das Reiseleben, die Zerstreuung und Abwechslung, die es mit sich führte, verfehlten nicht, ihren wohlthuenden Einfluß auszuüben. Auch war meine Gesundheit nach einem, den empfangenen Vorschriften gemäß, zumeist im Süden Italiens verbrachten Winter, so gut als wiederhergestellt.

Mit dem vorrückenden Frühling rüsteten wir denn auch, dem Anrathen des Arztes gemäß, zur Heimkehr, die beginnende Gluthzeit zu meiden und mit ihr die etwaige Beeinträchtigung der mit dem Winter erzielten Wirkung.

Es war in Marseille, der letzten Reise-Station unserer von Neapel aus angetretenen Rückkehr.

Sofia war mit der Zofe ausgegangen, um auf der Post nach Briefen zu fragen.

Ihrer Wiederkehr harrend, stand ich am offnen Fenster des Hôtels, in dem wir Wohnung genommen, und unwillkürlich lenkten sich meine Gedanken auf die Wiederkehr in die gewohnte Umgebung. Mit lebhaften Farben malte ich mir aus, wie die Gräfin sich freuen würde, die mit jedem ihrer Briefe immer ungeduldiger nach mir verlangte; ebenso der Arzt, dessen Aufopferung und dessen sorgsamer Pflege ich das Leben verdankte — und Gjuza?

Würde ich ihn wiedersehen?

Weilte er noch in Paris?

Nie hatte die Gräfin in ihren Briefen seiner erwähnt.

Wer weiß, wie weit er vielleicht zur Stunde war; etwa jenseits des Ocean, in dem Lande der Freiheit, das er so oft in unseren Gesprächen „als den zukünftigen Kulturherd der Menschheit" bezeichnete — oder in seiner fernen Heimath, von der er nur selten sprach, obgleich er doch mit Leidenschaft an ihr zu hängen schien.

Aus den geschäftig in mir auf- und niederwogenden Gedanken weckte mich das Oeffnen der Thür. Es

war Sofia, die mit den Briefen, die sie auf der Post gefunden, eintrat.

Zwei derselben trugen die wohlbekannten Schriftzüge Jéromes, des Arztes und der Gräfin.

Ein drittes Couvert, das weder Stempel noch Siegel aufwies, ward nach Sofias Aussage „soeben dem Portier durch einen Bedienten zugestellt."

Ein Blick auf die Adresse genügte, um mir zu sagen, daß der Brief von Niemand Anderem als von ihm selbst, von Gjuza herrührte.

Das war die feine, regelmäßige Schrift, die ich aus zwei in Nizza erhaltenen Briefen kannte.

Mit zitternder Hand öffnete ich das Schreiben.

Jawohl! schon schimmerte das mir bekannte, mattgelbe, von einem eigenthümlichen scharfen Wohlgeruch durchströmte Papier mir entgegen.

„Ein Zufall," lauteten die in flüchtigen Schriftzügen hingeworfenen Worte, „hat mich in Ihre Nähe geführt. Ist es mir gestattet, Sie aufzusuchen? Morgen werde ich mir erlauben persönlich um Ihre Antwort anzufragen. Dimitar Gjuza."

— — — — — — — — — — —

„Es ist unnöthig, Vorkehrungen zu einem längeren Verweilen zu treffen," wandte ich mich an Sofia, die eben im Begriff war unsere Reisekoffer zu öffnen.

„Wir gehen noch heute fort von hier."

Stärker als jedes andere Gefühl, stärker als selbst der eben noch so heiß empfundene Wunsch nach einem Wiedersehn mit Gjuza war das Mißbehagen, das sich plötzlich meiner bemächtigte. Denn ich glaubte nicht an „den Zufall, der Gjuza in meine Nähe geführt." Es verletzte mich, daß er mir gleichsam nachzustellen schien und unwillkürlich kam die dunkle Warnung, die mein Vater in seiner Sterbestunde ausstieß, mir in den Sinn!

Als fürchte sie, meinem Blick zu begegnen, sah Sofia stumm vor sich nieder. Ich kannte sie zu gut, um sie nicht zu durchschauen.

Es war kein Zweifel! Ihre verlegenen Mienen verriethen es nur zu deutlich: sie war nicht unbetheiligt an Gjuza's plötzlichem Erscheinen. Einst, als Gjuza noch unsern Salon in Paris besuchte, hatte Sofia, die selbst wie Dimitar von griechischer Herkunft war, auf alle Weise ihre Vorliebe für den schönen Bojaren kundgethan, „der unter den übrigen Herren des hohen Adels, selbst unter den Prinzen von Geblüt, von denen mehr denn Einer in intimem Verkehr mit ihm stand, wie ein Halbgott einherschritt."

Durch solche und ähnliche Aeußerungen, erinnerte ich mich, hatte sie stets Gjuza's Vorzüge Anderen gegenuber, die sich mir näherten, hervorzuheben gewußt.

Als ich endlich der unschlüssig Dastehenden die schon gegebene Weisung nochmals wiederholte, schien Sofia, von einer heftigen Aufregung bewältigt, jede Herrschaft über sich zu verlieren.

Indem sie sich mit all' den unterwürfigen Gesten, die die einstige Leibeigene kennzeichneten, vor mir niederwarf, rief sie, die Stirn auf den Boden gedrückt, die Arme über die Brust gekreuzt, schluchzend aus: „Vergieb mir! Du weißt ja, die alte Sofia konnte nur aus übergroßer Zärtlichkeit für Dich sündigen! Da es ohnehin vergeblich wäre, Dir die Wahrheit noch länger zu verheimlichen, so hör mich an! Ich will Dir Alles gestehen: Seit langem schon folgt Dimitar Gjuza jedem unserer Schritte. Nicht feile Bestechung, nicht elender Gewinn, sondern nur die Liebe zu Dir, Täubchen, hat mich bewogen, ihm Gehör zu geben! Hier," damit zog sie einen zweiten Brief hervor, den sie unter ihrem Mantel verborgen hielt, „hier diesen Brief hab ich versprechen müssen, Dir noch zu übergeben, falls Du ihn auf jenes erste Billet nicht empfangen würdest. Oh weis' ihn nicht zurück! Thu ihm das nicht an! Hättest Du ihn gesehen, wie ich ihn gesehen habe, den armen, guten, schönen Herrn, der Dir so ergeben ist! Du hättest Dich selbst des Mitleids nicht erwehren können! Und wie er Dich liebt! die

Sterne vom Himmel brächte er Dir herab, wenn Du es geböteſt! Auf Roſen betten würde er mir mein Vögelchen, wie es kein Anderer thäte!"

Nur halb vernahm ich noch die Reden, mit denen Sofia fortfuhr, in mich einzudringen. Schon übte der alte Zauber ſeine Macht. Ich öffnete den Brief und las: „Wenn der Schein nicht trügt, ſo gehen Sie gefliſſentlich darauf aus, mich Ihnen fern zu halten. Iſt dies Ihre Abſicht, ſo bitte ich Sie nur um ein einziges, offen entſcheidendes Wort.

Wie hart, wie vernichtend es auch lauten möge, ſo wird es dennoch eine Wohlthat ſein gegen die Qualen des Zweifels, der Hoffnung und der Furcht, mich in dieſer Hoffnung getäuſcht zu ſehen, die ich nun wie lange ſchon mit mir herumtrage!

Auf zwei meiner Briefe erhielt ich keine Antwort. Ihnen nachzufolgen, wagte ich nicht.

Zu nahe lag die Vermuthung, wenn ich Sie in Nizza oder Neapel aufſuchte, daß ich Ihretwegen gekommen wäre.

In Erinnerung eines Ausſpruchs, den Sie einſt mir gegenüber thaten — es war zu Anfang unſerer Bekanntſchaft, ehe Sie aus Gründen, die ich nicht kenne, gegen mich geſtimmt und eingenommen wurden — mithin waren die Worte, die Sie damals zu mir ſagten,

der Ausdruck Ihrer eigenen, innersten Gesinnung: „Jedes Uebermaß von Heftigkeit," so ungefähr lautete Ihre Aeußerung, „jede übertriebene Leidenschaft würde Sie zurückstoßen, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung in Ihnen erzielen."

In Folge einer solchen Warnung war ich entschlossen, Ihre Rückkehr abzuwarten, und diesem Entschluß blieb ich treu trotz der Furcht, daß, während ich zauderte, vielleicht ein Anderer mir zuvorkäme. Jetzt aber, da Sie im Begriff sind, nach Paris zurückzukehren, wo Sie bald von Bewerbern umringt sein werden, hat die Furcht, Sie zu verlieren, über jedes andere Bedenken gesiegt, selbst über die Gefahr, Ihr Mißfallen und Ihren Zorn zu erregen.

In Erwartung Ihrer Entscheidung

Dimitar Gjuza.

Als ich mich, nachdem ich Dimitars Brief durchflogen, nach Sofia umsah, fand ich sie immer noch regungslos neben mir auf dem Boden kauernd.

Vergebens suchte ich ihr zuzureden, sich aufzurichten.

„Erst laß mich wissen, was Du entschieden hast," flehte sie hartnäckig und ohne sich aus ihrer sklavischen Haltung zu erheben.

„Der Brief hier ändert meinen Entschluß," ent-

gegnete ich endlich, „wenn Gjuza morgen wiederkommt, magst Du ihm sagen, daß ich ihn erwarte."

Ebenso zerknirscht wie zuvor, so überschwänglich war Sofia jetzt in ihrer Freude. In das Schuldgefühl mir gegenüber, wenn auch aus keinem andern Beweggrund als aus übergroßer Zärtlichkeit in eine Intrigue gewilligt zu haben, mischte sich augenscheinlich der Triumph darüber, daß sie diese Schuld doch nicht vergebens begangen!

Es war in der zwischen Dimitar und Sofia anberaumten Stunde des folgenden Tages, als letztere mir mit dem Schlage 3 Uhr Dimitar meldete. Ihr auf dem Fuße folgend, trat er mir auch schon in der offenen Thür entgegen.

„Ich hatte," begann Dimitar, indem er vor mir stehen blieb und die Hand, die ein leises Zittern verrieth, wie nach einer Stütze suchend auf die Tischplatte neben mir preßte, „ich hatte fast die Hoffnung auf die Erfüllung meiner Bitte aufgegeben, so ängstlich scheinen Sie darauf bedacht, mir auszuweichen und doch," — ein Strom von Thränen, der über meine Hände rann, die er mit Leidenschaft an sich preßte, hinderte ihn weiter zu sprechen — „wenn Sie wüßten, welch eine Welt von Liebe zu Ihren Füßen lag, nach der Sie sich nur zu bücken brauchten! Aber ebenso

kalt wie der Marmor dieser schönen Hände, dieser reinen, strengen, harten Stirn, so scheint es, ist Ihr Gemüth!"

Wie betäubt von der Gewalt, mit der Gjuza mich, während er so sprach, an sich heranzog, suchte ich mich loszumachen.

„Sie sind Französin," fuhr er noch heftiger auf als zuvor. Sein funkelndes Auge schien zu sagen, daß er meine Gedanken errieth, das in mir aufsteigende Bangen durchschaute, „schon die ältesten Schriftsteller dieser Nation haben die französischen Frauen als kalt, selbstisch, und temperamentlos geschildert! In Ihren Adern, glaubte ich, fließe slavisches Blut! Habe ich mich geirrt? — Doch mein Ungestüm hat Sie erschreckt!" fügte er nach kurzem Stillschweigen sich besänftigend hinzu:

„Denken Sie zurück an den Anfang unserer Bekanntschaft! Sie schienen mir gut zu sein und doch, wie lange verkehrte ich mit Ihnen, ohne Ihrer Neigung vorzugreifen, ohne je auch nur den Schatten eines Gefühls zu verrathen, vor dem Sie zurückbeben wie vor einer Beleidigung oder einem Verbrechen. Und doch sollten Sie stolz darauf sein, wie Sie auf mich, wie Sie gewiß auf Viele wirken! Ein Weib, das nicht reizt! — Das kann trotz aller Strenge doch nicht Ihr Wunsch sein? „Lieber Staub sein," hat schon ein alter Grieche gesagt. Wie in jedem Weibe so wird

jener Ausspruch auch in Ihnen seinen Widerhall finden! Und selbst wenn das Leben, wenn Ihre Jugend," fuhr er immer dringender fort, „Sie bisher so unberührt ließ, daß meine Leidenschaft Sie erschreckte, so müssen Sie so weit Weib sein, um mir zu verzeihen! Wäre ich ein Mann, wenn diese so lang gewaltsam niedergedrückte Leidenschaft in einem Moment der Entscheidung, wie unsre heutige Begegnung, sich nicht endlich in mir aufbäumte? Sie müssen ein Gefühl, wie das meinige zu würdigen wissen, oder ich war ein Narr und betete ein Idol an, das statt in der Wirklichkeit nur in meiner Phantasie bestand. Aber nein! Es ist nicht so!" und mit einer heftigen Bewegung, als wollte er mich beschwören, ihn nicht zu unterbrechen, bis er zu Ende wäre: „Wenn Sie mir nur einen Schatten von Hoffnung lassen können, so zerstören Sie nicht voreilig den Himmel, der sich uns Beiden aufthun kann! Sie kennen mich nicht und Sie kennen vielleicht noch weniger sich selbst! Sie wissen nicht, daß in Ihrem Antlitz, Ihrem Lächeln, Ihrem Blick ein Etwas liegt, das wie durch einen Schleier eine Welt voll Leben, voll geheimnißvoll webender Kräfte ahnen läßt, die geschaffen sind zum Glück, zum Genuß des Daseins, die Jeden, Jeden, der nur einmal in dieses holde Antlitz blickt, zum Anbeten zwingt."

In ähnlicher Weise hatte, wie oft, mein armer Vater zu mir gesprochen, wenn er vor dem Portrait meiner Mutter den Blick auf mich wandte. So wie Gjuza, hatte ich meinen Vater vor mir auf den Knieen gesehen, wenn er in die Erinnerung an die Verstorbene verloren, mich gleichsam über sie vergaß, ihr Abbild in mir vergötternd.

Mit Uebermacht kam alle seit seinem Tode erlittene Oede und Vereinsamung über mich.

„Hab ich Recht?" sagte Gjuza, als er sah, wie seine Worte auf mich wirkten: die erstarrten, vom ersten Frost getroffenen Keime alles Schönen sehnen sich zurück nach etwas Licht und Sonnenschein?"

Während Gjuza so sprach, hatte er seine Arme um mich geschlungen.

Umsonst, daß ich mich gegen die Gewalt sträubte, die er über mich ausübte; jeder Widerstand zerschmolz unter ihrem Zauber.

„Mein Gott," stammelte ich, während Gjuza's Lippen begierig die Thränen aufsogen, die mir über die Wange rannen und er mir leise einen Ring vom Finger zog: „Mein Gott, was haben Sie gethan?" Zitternd hatte ich's wahrgenommen. Es war derselbe Ring, den mein Vater, in seinem letzten Augenblick so angstvoll unter jenem dunklen Ausruf umklammert hatte.

„Was ich gethan habe?“ wiederholte Gjuza und schob den Ring an seinen Finger: „Ich habe Dich mir errungen! Von dieser Stunde an gehörst Du mir! Es sei denn, daß Du Dich mir auch jetzt noch von Neuem entwindest! Aber Du vermagst es nicht mehr. Besiegelt und beschworen bleibt von nun an unser Bündniß. Keine Macht der Welt kann es mehr lösen und Du selbst darfst es nicht wollen, denn die Keuschheit Deiner Seele und die Wahrung Deiner Ehre hängt daran! Vergiß es nicht, wenn Du wieder an mir zweifeln willst, wie Du es schon gethan hast!“

In der Frühe des folgenden Morgens setzte ich, doch wie bisher, nur in Sofia's Begleitung, die Reise fort.

Dimitar hatte es vorgezogen in Marseille zurückzubleiben, um uns erst in einigen Tagen von dort nach Paris zu folgen.

Seitdem waren etwa drei oder vier Wochen verflossen. Während dieser Zeit war Dimitar täglich mein Gast gewesen. Eines Tages aber ließ er sich, seiner bisherigen Gewohnheit entgegen, bis zum bereits vorrückenden Abend nicht sehen. Endlich kam statt seiner eine Botschaft, in welcher er sein Ausbleiben durch

wichtige, aus der Heimath erhaltene Nachrichten entschuldigte. „Zur Entschädigung," ließ er mir entrichten, „bäte er mich, ihm Abends einen Besuch in meiner Loge zu gestatten. Die Grenacci, eine der gefeiertsten Celebritäten der Saison, würde in der heutigen Hamlet-Aufführung als Ophelia auftreten und es wäre der Mühe werth, dieselbe in jener ihrer Glanzrolle gesehen zu haben.

Dimitars Abgesandter, ein in seinem Dienst stehender Corse, erhielt mündlich die Antwort: „Es sei gut und ich bäte ihn, seinem Herrn zu melden, daß er uns, seinem Wunsch gemäß, im Theater finden würde."

Schon als wir uns in Marseille am Tage nach unserer Verlobung trennten, hatte Dimitar beim Abschied den Wunsch geäußert: daß jeder briefliche Austausch zwischen mir und ihm, bis zur Veröffentlichung unserer Beziehungen, die für's Erste noch nicht in seinem Wunsche lag, vermieden würde.

Bei einem Verhältniß, das so vollkommen im Einklang mit den üblichen Bräuchen und Gesetzen der Gesellschaft stand, als das uns'rige, konnte ich nicht umhin, mich von diesem Wunsch betroffen zu fühlen.

Indessen hatten Dimitars tägliche Besuche bisher eine Berücksichtigung derselben unnöthig gemacht.

Der Umstand aber, daß er mir heute, als er zum

ersten Mal ausblieb, von seiner Dienerschaft gerade den Corsen schickte, wies darauf hin, daß ich im Irrthum war, wenn ich mir einzureden suchte: Es hätte sich, bei jener Aeußerung, nur um eine vorübergehende Laune gehandelt.

Nicht nur hatte Dimitar mir bei derselben Gelegenheit von seinem corsischen Diener gesprochen und das unumschränkte Vertrauen betont, das er in Curzio's Treue und Ergebenheit setzte, sondern eigens und mit Nachdruck hinzugefügt: „Daß er, wenn es galt, eine Botschaft mit mir zu wechseln, sich stets des Curzio, seines Sekretairs, wie er ihn nannte, bedienen würde."

Unserer Verabredung gemäß befand ich mich, unter Sofia's Begleitung, zur anberaumten Zeit in meiner Loge.

Soeben hatte Maria Grenacci, die ich bisher nur dem Namen nach kannte, die Bühne betreten.

Schon das bloße Erscheinen der gefeierten Primadonna, wie sie eintrat, wie sie sich verbeugte, rief einen Triumph der Huldigung hervor, der sich bei jedem ferneren Akt von Neuem steigerte.

Zumal in der Scene, wo Ophelia, schon ihrem Schicksal verfallen, die Blumen, die sie im Schooße hält, unter den bestürzt um sie herstehenden Hofleuten vertheilt und ihr Gram gleichsam nur durch die zusammenhanglosen Reden der Wahnsinnigen schimmert,

ließ der donnernde Applaus nicht eher nach, als bis Maria Grenacci sich zu einer Wiederholung der Scene bewegen ließ.

Von Neuem rollte der Vorhang auf.

Von Neuem hingen Aller Blicke an dem scheinbar körperlosen Schatten, der doch in der leisesten Geste ahnen ließ, wie er sich im Nu, wenn er sich belebte, die Gluth einer Huris oder die Wildheit einer Bacchantin athmen, sich in die Schreckgestalt einer Megäre verwandeln konnte, wie es keine Empfindung, keine Nuance, keine Steigerung, keine künstlerische Metamorphose gab, deren Maria Grenacci nicht fähig gewesen wäre.

Athemlos horchte die dicht gedrängte Menge. In dem ganzen weiten Raum des Theaters unterbrach kein Laut die eingetretene Todtenstille.

In jedem der tausend und aber tausend auf die geisterhafte Gestalt gerichteten Blicke schien sich die Furcht zu spiegeln: „Das von seinen langen Haaren wie von einem schützenden Mantel umflossene Geschöpf vor sich in Luft zerrinnen, den Raum, wo eben noch die großen dunklen Augen der Grenacci mit fast übernatürlichem Glanz aus dem blassen Antlitz strahlten, wo ihr nymphenartiges Gewand wie eine zerfließende Welle den Boden streifte, leer, das Blendwerk verschwunden zu sehn.

Mit stürmisch wachsendem Ungestüm rief das Publikum nach der Künstlerin. Nach langem vergeblichem Lärmen und Händeklatschen aber erschien statt ihrer der Regisseur.

„Von einem plötzlichen Unwohlsein befallen," meldete er der lärmenden Menge, „würde Maria Grenacci heute nicht mehr erscheinen."

Als Dimitar am folgenden Tage, wie sonst, bei mir erschien, glaubte ich eine verhaltene Verstimmung an ihm wahrzunehmen.

Endlich frug ich ihn nach der Ursache derselben.

„Ich selbst sei diese Ursache," antwortete Dimitar, „und die zur Schau getragene Kälte, mit der ich ihn gestern, bei seiner ersten Annäherung, Angesichts des Publikums behandelt hätte."

Vergebens suchte ich ihn zu beruhigen, meine Zerstreutheit mit dem Zauber zu entschuldigen, den die Heroine der Hamlet-Aufführung auch auf mich ausgeübt hatte.

In der That einer Beschwörung glich die Macht, mit der Maria Grenacci meine Einbildungskraft beherrscht und gefangen genommen.

Umsonst suchte ich sie zu vergessen, meine Gedanken auf etwas Anderes abzulenken.

Wie ein Dämon verfolgte sie mich.

Wohin ich mein Auge wandte, sah ich sie vor mir, mit ihrem starren brütenden Blick, ihrem wirren Lächeln, ihrer herzzerschneidenden Stimme.

Alle Bitten und Vorstellungen, durch die ich Dimitar zu versöhnen suchte, waren umsonst.

Endlich verließ er mich nach einer fast stürmischen Scene.

Sie warf den ersten Schatten zwischen uns.

Wie ich auch in ihn drang, ihn umzustimmen versuchte; hartnäckig blieb Dimitar bei seiner Behauptung: „Es sei meine Absicht gewesen, ihm vor den Leuten kalt und abweisend zu begegnen und er würde nicht eher ruhen, als bis er der Triebfeder meines Verhaltens auf die Spur gekommen!"

Auch in der Folgezeit ereigneten sich diesem ähnliche Auftritte. Ja, immer häufiger hatte ich Gelegenheit, mich an die Seltsamkeiten einer Natur zu gewöhnen, die sich in den unvermittelten Contrasten, die sie in sich trug, ja, die ihr unveräußerliches Lebens-Element zu sein schienen, jeder Beurtheilung entzog.

So trübte sich mit jedem Tage mehr das Glück, das Dimitar mir in seiner Liebe verheißen.

Um so mehr begann gleichzeitig die Geheimhaltung unseres Verhältnisses auf mir zu lasten.

Nach mehr denn einem vergeblichen Versuch gab

ich für jetzt die Hoffnung auf, ihn zur Veröffentlichung desselben zu bewegen.

So oft ich das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, endete unser tête-à-tête mit einer heftigen Scene und mit Vorwürfen von Seiten Gjuza's, „über den Mangel an Vertrauen, den er in mir wahrnähme, über die Beleidigung, die ich ihm damit anthäte und die er nicht verdient zu haben glaube."

Jedesmal hatte er einen andern Beweggrund seiner Zögerung anzuführen. Bald war es eine Erbschafts-angelegenheit, bald ein Prozeß, der bereits eine entscheidende Wendung genommen, den er zuvor erledigt haben wollte ꝛc.

Was mir unter diesen Umständen am meisten Pein verursachte, war die anfangs unmerkliche, doch mit der Zeit immer fühlbarer werdende Kluft zwischen mir und der gräflichen Familie.

Offenbar hegte die Gräfin — sie weilte gegenwärtig allein in Paris, längst schon war Henri an seinen Posten in Petersburg zurückgekehrt, auch der Graf war auswärts beschäftigt — offenbar hegte sie einen unausgesprochenen Verdacht oder Vorwurf gegen mich; in ihrem ganzen Verhalten gab sich ein solcher kund.

Da indessen die Gräfin selbst jede Erörterung und Auseinandersetzung zu vermeiden schien, so rief der

gegenseitige Zwang nothwendig eine Entfremdung hervor, die ich meinerseits fast wie eine Schuld empfand, ohne doch, Sjuza gegenüber durch mein Wort gebunden, an meinem Verhalten das Mindeste ändern zu können.

Unter diesen Umständen überraschte es mich nur um so mehr, als ich eines Tages von der Gräfin die Einladung erhielt: Am folgenden Abend unter ihrem Schutz und in ihrer Gesellschaft einen im Casino Rohan stattfindenden Ball zu besuchen.

Gerade hatte sich zwischen mir und Dimitar wieder eine jener Scenen abgespielt, zu denen ihm, wenn seine Laune es eben mit sich brachte, der geringste Zufall als Anlaß diente, die seinem unruhigen Geist ein Bedürfniß zu sein schienen

Nicht zum ersten Mal hatte sein bizarres Wesen auch heute Gedanken in mir wachgerufen, die bleiern auf mir lasteten!

Alles, was mich denselben entzog, war mir willkommen; ich nahm daher die Einladung der Gräfin an und ließ Dimitar meine Abwesenheit für den folgenden Tag durch Sofia melden.

Dem Reglement des Casino gemäß durften auf den Bällen, die von dem Gründer, dem Fürsten Rohan, in demselben veranstaltet wurden, nur zu dem hohen Adel zählende Gäste erscheinen.

Diese Klausel, die sonst mit der größten Strenge beobachtet wurde, hatte wie es schien heute keine Gültigkeit.

Indem wir die Vorhalle durchschritten, glaubte ich in einer üppig kostümirten Dame, die von einem Diener in strotzender Livrée begleitet an uns vorübereilte, Maria Grenacci zu erkennen.

Daß Gjuza, obwohl von meiner Anwesenheit unterrichtet, nicht auf dem Balle erschienen war, überraschte mich nicht. Nach dem Auftritt, der erst Tags zuvor zwischen uns stattgefunden, hatte ich es nicht anders erwartet. Und doch berührte sein Ausbleiben, als ich mich unter den Anwesenden umsah und meine Voraussetzung bestätigt fand, mich wie eine neue Kränkung und rief alle die quälenden Geister in mir wach, die mich seit langem schon verfolgten.

Während eine Zigeunerbande, die der Festgeber eigens aus ihrer ungarischen Heimath hatte kommen lassen, zu Beginn der ersten längeren Tanzpause die Geigen stimmte und durch den Ruf ihrer „in allen Landen und an allen Höfen der Welt erprobten Virtuosität" die Aufmerksamkeit fesselte, gelang es mir, mich heimlich einem der Ausgänge des Saales zu nähern.

Durch eine von dichten Baumgruppen beschattete Halle gelangte ich von hier in den „Wintergarten" des Casino, einen weitläufigen, an die Tanzsäle stoßenden

Raum, eine Art künstlich hergestellter Tropenwelt. Ganz meinen Gedanken hingegeben, verlor ich mich immer weiter und weiter in das rings sich ausdehnende Gewirr schattiger Bosquets, spielender Caskaden und malerisch aufgethürmter Felspartieen. Plötzlich, als ich eben an einer nur matt von innen erhellten Grotte vorüberschritt, sah ich zwei Gestalten sich drinnen bewegen, von denen ich die Eine sogleich erkannte.

Es war die Gräfin De Lonez, die in lebhaftem Gespräch die Andere auf die Rasenbank neben sich herabzog. Diese aber — dem erhaltenen Winke folgend, schlang sie eben ihren Arm durch den der Gräfin — ließ mich selbst in dem Halbdunkel, das sie umgab, dieselben feinen Umrißlinien, dasselbe glitzernde, orientalisch bunte Costüm errathen, das schon vorhin in der Vorhalle meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Als sie jetzt zufällig ihre Stellung änderte und die zuvor in Schatten gehüllte Gestalt deutlich in dem Lichtschein auftauchte, den eine bunte Glaskugel ihr zu Häupten ausstrahlte, blieb mir kein Zweifel.

Es war Niemand anders als Maria Grenacci.

Während sie den Kopf mit einer heftigen Bewegung in den Nacken warf, hörte ich sie, wie es mir schien, in dem Ton mühsam gedämpfter Erregung die Worte ausrufen: „Eh bien, oui, j'y suis!“

Mit Blitzesschnelle war ihre schlangenartig schlanke Gestalt wenige Augenblicke später in dem Baum- und Pflanzenlabyrinth draußen verschwunden. Jetzt erschien auch das schwarze Sammetgewand der Gräfin im Ausgang der Grotte. Unwillkürlich von einer peinlichen Ahnung durchzuckt, blieb ich vor ihr stehen. „Endlich hab ich Sie gefunden! Ich suchte Sie schon lange," redete ich sie an, indem ich mich zu einer unbefangenen Miene zwang. — „Wer war denn, wenn es erlaubt ist zu fragen, die reizende Dame, die sich eben so eilig entfernte?" Einen Augenblick zögerte die Gräfin mit der Antwort.

„Es war die Grenacci," entgegnete sie alsdann in einem leicht hingeworfenen Ton; sichtlich bemüht, mich über die Verlegenheit, die sich in ihren Zügen verrieth, hinwegzutäuschen.

„In der That," fuhr ich, wie zuvor, in demselben unbefangenen Ton fort: „Schon vorhin glaubte ich ihr begegnet zu sein — doch in der Meinung, das Casino stünde nur dem Adel offen" — — — —

„Den Statuten gemäß," fiel die Gräfin mir in's Wort, indem sie mir einen prüfenden Blick zuwarf, der sie übrigens, so schien es, beruhigte, „aber welche Thür sollte sich dieser Magierin nicht öffnen! Der alte Rohan, auf dessen Soirée sie letzthin Alles, ich gestehe,

auch mich, captivirte, führte sie heute, wie sie mir eben erzählte, selbst hier ein." Während die Gräfin mit einer ihr nie versagenden Geschicklichkeit darauf ausging, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, während sie sich an meiner Toilette zu schaffen machte, hier eine Schleife zurecht rückte, dort eine Blumenranke befestigte, fuhr ich fort, die Muthmaßungen auszuspinnen, die ihr Rendez-vous mit Maria Grenacci in mir wachgerufen. Bei aller Herzensgüte, die selbst ihre Feinde ihr nicht streitig machten, war die Gräfin de Lonez bekannt als eine Frau von unbeugsamem Willen, von durchdringend scharfem Verstande. Ja, wenn das Gerücht nicht log, so pflegte der Graf de Lonez selbst in amtlicher Angelegenheit nicht selten bei seiner Gemahlin Rath zu erholen und in mehr denn einer Hof-Intrigue, sagte man ihr nach, hätte sie ihre Hände mit im Spiel gehabt und nie zu Ungunsten Derjenigen, die ihren Schutz und ihre Mitwirkung suchten. Ich war daher weit entfernt, mich in meiner Voraussetzung, „daß ihre Unterhaltung mit der Grenacci keineswegs ein bloßer Zufall war!" täuschen zu lassen.

Kaum war ich in den Tanzsaal zurückgekehrt als ich Maria Grenacci, wie einen Schatten, mir nachfolgen, ihren Blick, wo ich ging und stand, auf mich

gerichtet sah. Als wir endlich im Cotillon zufällig zu einer Gruppe vereinigt, neben einander standen, drängte Maria sich leise an mich hinan und sagte:

„Sie heißen Therese Larinska, nicht wahr?"

„Gewiß, so heiße ich."

„Wollen Sie mir eine Bitte gestatten?"

Die kleine Hand, die Maria mir bei diesen Worten entgegenstreckte, verrieth durch ihr Zittern, daß es sich bei dieser brüsquen Vorstellung nicht nur um einen zufälligen Einfall der verwöhnten Künstlerin handelte, die es gewohnt war, den Eingebungen des Augenblicks nach Gutdünken zu folgen, die Schranken und Vorschriften der Convenienz weniger zu berücksichtigen als Andere. „Und das wäre?" frug ich.

„Sie unter vier Augen zu sprechen. Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen, die Sie und mich angehen und," fügte sie mit sprühenden Augen und zusammengepreßten Zähnen hinzu, „einen Dritten, der mit Einer von uns Beiden, entweder mit mir oder mit Ihnen, sein Spiel treibt."

„Ich werde Sie morgen früh um elf Uhr in meiner Wohnung erwarten, Rue Richelieu, Palais Larinsky."

Nur mit Mühe gelang es mir, bei diesen Worten meine Hand zurückzuziehen, so ängstlich hielt Maria sie umklammert. Wie Schuppen fiel es mir von

den Augen! Daher Dimitars ungleiches Wesen! daher seine Launen, und all die sprunghaft unvermittelten Stimmungswechsel! Während er mir gegenüber den Verlobten spielte, unterhielt er zugleich ein Liebesverhältniß mit der Grenacci. Ohne Zweifel, es war nicht anders! Die Gräfin, meine Beziehungen zu Gjuza ahnend, hatte jenes Verhältniß aufgespürt, die Grenacci über Alles aufgeklärt, um mir auf diese Weise die Augen zu öffnen über Gjuza's wahren Charakter und über das Schicksal, dem ich entgegenging. — Kaum hatte am folgenden Morgen die unserem Palais gegenüberliegende Kirche Sainte Clotilde die zwischen mir und Maria Grenacci festgestellte Stunde angekündigt, als letztere sich auch schon melden ließ. In kurzen, oft durch ihre Thränen unterbrochenen Worten schilderte Maria mir die Lage, in der sie sich befand, die ihr drohende Schande. Ohne Rückhalt gestand sie mir nicht nur ihr Verhältniß zu Gjuza, sondern auch den Einfluß, den in der That die Gräfin auf diese ihre Eröffnungen ausgeübt hätte.

„Ich ahnte," so schluchzte sie nach kurzem Stillschweigen von Neuem auf: „ich ahnte längst schon in Ihnen meine Rivalin. Unter den zahlreichen Kavalieren meiner Bekanntschaft hatte ich oft von Ihnen reden gehört, von Ihnen und von Ihrer blendenden Schönheit.

Als wir, wie Sie sich erinnern werden, vor drei oder vier Wochen im Français den Hamlet gaben — als ich Sie da zum ersten Mal in Ihrer Loge sah, neben Ihnen Dimitar, den Blick nur auf Sie gerichtet, augenscheinlich nur um Ihre Gunst bemüht, sagte ich mir: „Kalt und gebieterisch und leidenschaftslos, wird ihr gelingen, was sonst Keiner gelingen würde. Sie wird ihn festhalten. Sie wird ihn beherrschen. Sie wird ihn fesseln, wie ich ihn vergebens zu fesseln suchte! Mich, den im Staub geborenen Bastard, mich, die Vagabundin, die auf die Frage: Wie heißest Du, Kreatur, keine Antwort hatte, bis ich mir selbst den Namen „der Grenacci" schuf, mich liebt er, wie er sein Reitpferd, wie er sein Billard, wie jeder Roué seine Maitresse liebt, die er heute vergöttert, aus Laune, um ihr morgen, ebenso aus Laune, den Rücken zu drehen."

Immer mehr und mehr gerieth Maria, während sie so sprach, in einen wahren Paroxismus von Zorn und Leidenschaft. Umsonst suchte ich ihr zuzureden. In ihrer convulsivischen Aufregung hörte sie mich kaum. Endlich, nachdem sie eine Weile wie zerbrochen dagelegen, schlug ihre wilde Heftigkeit jählings in eine fast unnatürliche Ruhe um.

„Mein Ehrgeiz," fuhr sie fort, indem sie sich erhob, „ging dahin, das Publikum, das mich zu seinem

Idol gemacht, zu beherrschen; doch in anderem Sinne, als dies gewöhnlich die Ambition meiner Kolleginnen ist. Ja, ich lüge nicht. Von keiner andern Macht — ruhig kann ich die Hand zum Himmel, der mein Zeuge ist, erheben! — vom Glück allein getragen, das mir von den ersten schwanken Schritten auf meiner Künstlerlaufbahn treu blieb, ging ich ungefährdet meinen Weg, bis ich Gjuza kennen lernte! Mein böser Dämon, wußte er mich zu umgarnen, mich in sein Netz zu ziehen, bis ich mich endlich unrettbar umschlungen der Schande preisgegeben sah, aus der Sie allein mich retten können, wenn Sie die Großmuth dazu besitzen!"

Erst als Maria mich verließ, nachdem ich ihr versprochen, selbst bei Gjuza für ihre Rechte einzutreten, gewann ich allmälig Sammlung genug, um mir nicht nur über ihr Schicksal, sondern auch über das meinige Rechenschaft zu geben. Aber umsonst suchte ich nach einer Antwort auf das Heer von Fragen, die in meinem Innern tobten.

Was würde Maria beginnen, wenn es mir nicht gelang, Dimitar zur Rückkehr zu ihr zu bewegen? Sie schien in ihrer wilden Leidenschaft zu Allem fähig, was verschmähte und verrathene Neigung in einem ehr-

geizigen Weibe ausbrüten kann. — Und unsere Liebe, die er selbst so freventlich in den Staub getreten, zu welchem Ende würde sie führen? Gleichviel!

An mir war es, die Folgen auf mich zu nehmen. War ich etwa nicht gewarnt?

Hatte ich nicht trotzdem mir und meinen Vorsatz: „Jener Warnung eingedenk zu bleiben, ihr zu gehorchen, so lange es noch Zeit war," blindlings entgegen gehandelt?

Seit meiner Begegnung mit Maria Grenacci mochte etwa eine Stunde verflossen sein, als ich ein Geräusch, wie von leise nahenden Schritten im angrenzenden Gemach, dem an mein Boudoir stoßenden Salon, zu vernehmen glaubte. Plötzlich strahlte aus dem Spiegel gegenüber Gjuza's Antlitz mir entgegen. Betroffen sah ich noch einmal hin. Nein doch! Es war nur ein Spuk meiner überreizten Nerven, sagte ich mir und athmete erleichtert auf.

Ueber die leere Glasfläche breitete sich die Mittagssonne und trieb ihr gewohntes Spiel mit den Epheuranken, die das Fenster beschatteten und den Schnörkeln und Zopffiguren der Gobelins, die die Wände umzogen. Auch aus dem Salon nebenan ließ sich nur das schrille: „Bonjour ma belle!" Jacquot's vernehmen, der mit seinem harten Schnabel gegen den

Käfig schlug und nach den vorübersummenden Fliegen schnappte.

Und doch?

Täuschten meine Sinne mich von Neuem!

Wie zuvor tauchte an derselben Stelle das von Gram oder Wuth entstellte Antlitz vor mir auf. Unwillkürlich griff ich nach der Klingel. Aber ehe ich Zeit hatte, sie zu erreichen, drückte eine schwere Hand mich auf meinen Sitz zurück.

„Maria Grenacci ist bei Dir gewesen! Leugne es nicht, Therese," sagte Dimitar, indem er mir den Weg vertrat. „Ich bin ihr draußen begegnet."

Eben noch hatte ich ihn mir vorgestellt, wie er von Reue und Scham zerknirscht dastehen würde, wenn er erfuhr, wie der Muthwille, mit dem er selbst Maria's Zorn herausgefordert, sich an ihm gerächt hatte und wie sein trügerisches Doppelspiel nun in seiner ganzen Häßlichkeit vor mir aufgedeckt lag.

Ja, dem bittern Weh zum Trotz, das an mir nagte, empfand ich bei diesem Gedanken eine Art von Genugthuung.

Alles hätte ich eher erwartet, als den herrischen Ton, in dem er mir auch jetzt noch entgegentrat.

„Ja sie war es," entgegnete ich, indem ich meine Hände gewaltsam aus den seinigen befreite.

„Es war Maria Grenacci, die erst auf verrätherische und ehrlose Weise verführt, dann ihrem Schicksal preisgegeben, sich hülfesuchend zu mir wandte."

Kaum aber war mir im aufwallenden Zorn das heftig unüberlegte Wort entflohen, als ich auch schon das begangene Versehen bereute, das ich vielleicht nie wieder gut machen konnte!

„Ehrlos! Verrätherisch!" wiederholte Gjuza, die Stimme zu halb ersticktem Flüsterton herabgedämpft, das Auge weit geöffnet, das auf nichts Gegenwärtiges, sondern auf etwas Fernes, Unsagbares gerichtet schien — auf Etwas, das seinen Geist ihm selbst entrückte.

Den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Arme über die heftig arbeitende Brust gekreuzt, stand er eine Zeitlang wie angewurzelt da.

Endlich begann er langsam im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Du wirst Dich dessen noch wohl erinnern," in seinem automatenhaften Auf- und Abgehen innehaltend, war er vor mir stehen geblieben, „als ich um Dich warb, bat ich Dich, nicht voreilig das Glück zu zerstören, das uns Beiden erblühen konnte, wenn Du der Liebe vertrautest, die ich Dir entgegenbrachte! Aber wie alle stolzen, selbstischen Naturen, die nur das Verlangen nach Liebe und Leidenschaft in sich tragen, zu der ihnen

die Fähigkeit versagt ist, so weißt auch Du nicht, daß die Liebe ein Joch ist, daß sie das Herz des Weibes zerbricht und umgestaltet, es Alles verzeihen und Alles ertragen lehrt und daß erst das verzeihende und ertragende Weib in den Augen des Mannes jenen Reiz gewinnt, der die flüchtige Gluth der Sinne in eine Art Religion verwandelt. Hättest Du mich geliebt, so würdest Du mich auf die Beschuldigungen einer Unbekannten, einer Schauspielerin, deren Metier darin besteht, ihre wahre Gestalt unter tausend Masken zu verbergen, und noch dazu einer Grenacci! nicht ungehört verurtheilt haben.

„Da Du indessen meiner Anklägerin ein so bereitwilliges Gehör geschenkt hast, so ist es nicht mehr als billig, mir dieselbe Gunst zu erweisen!

„Maria Grenacci, die ein verführerisches Mädchen ist und deren Thür Jedem offen steht, der Geld oder Geist oder Galanterie genug besitzt, um, sei's ihr Interesse, sei's ihre Einbildungskraft zu reizen — mit einem Wort, um sie auf die eine oder andere Weise zu gewinnen — Maria Grenacci ist eine Zeitlang meine Geliebte gewesen.

„Während einer flüchtigen Liaison, die ich, wie Du siehst, nicht in Abrede stelle, hat sie indessen mehr denn einen nicht minder begünstigten Liebhaber bei sich

empfangen. Von einer „Pflicht“ die ich ihr gegenüber schuldete, konnte daher ebenso wenig die Rede sein als ich meinerseits eine derartige Anforderung an sie gestellt hätte.

„Seit fast zwei Jahren hatte ich Nichts mehr von Dir gehört. Meine Briefe blieben unbeantwortet. Die, wie ich glauben mußte, unerwiderte Leidenschaft trieb mich zu dem Entschluß in Allem, was mir an Rausch- und Betäubungsmitteln übrig blieb, Heilung zu suchen. Ich wollte Dich vergessen, aber es gelang mir nicht.“ Schon bei den letzten Worten hatte Gjuza's zuvor tonlose Stimme sich je mehr und mehr erwärmt.

„Du kehrtest wieder,“ schloß er mit all der Innigkeit, die ich seit so langem an ihm vermißt hatte, „und Alles, Alles hatte ein Ende und es gab für mich keine Welt und kein Leben mehr außer Dir!“

— — — — — — — — — —

War ich zu rasch gewesen? Hatte ich mich am Ende gar durch eine bloße Intrigue, die von der Gräfin und der Grenacci gemeinsam ausgesponnen ward, zu einem Trugschluß verführen lassen? Gewiß so war es! Nicht ich hatte ihm, sondern Er hatte mir zu verzeihen! Schon erhob ich mich, im Begriff auf ihn zuzutreten, ihm Abbitte zu thun, meine Arme versöhnend um ihn zu schlingen. Aber ehe ich's mich

versah, stand Gjuza wieder, so ganz ein Anderer, so ganz feindselig und starr, mir gegenüber, daß mir der Muth entsank und ich an jeder Lösung verzweifelnd mir sagte: „Daß mir fortan nichts übrig blieb als ihn sich selbst, und dem bösen Dämon, den er in sich trug, zu überlassen.

„Was gewesen ist, das ist gewesen! Damit ich Dir aber beweise, daß ich auch jetzt noch Dein gehorsamer Sklave bin, gehe ich, und zwar in dieser Stunde, Deinem Schützling unsere Vermählung anzutragen."

Ohne mir Zeit zu einer Erwiederung zu geben, schritt Gjuza mit diesen Worten auf die Thür zu, die er leise und ruhig, als wäre nichts geschehen, hinter sich schloß. Schon am folgenden Tage brachten die Journale die Anzeige von der Verlobung Maria Grenaccis, der gefeierten Diva des Theâtre Français mit dem griechischen Edelmann Dimitar Gjuza. „Binnen einigen Wochen," lautete die Auskunft eines jener Blätter — es war das in allen Schichten der Gesellschaft vielverbreitete Journal de Paris — „begiebt sich das junge Ehepaar nach vollzogener Einsegnung, welche letztere in der Kirche St. Clotilde stattfinden soll, auf die Hochzeitsreise. Ob Maria Grenacci auch in Zukunft der so glänzend begonnenen Bühnenlaufbahn treu bleiben oder ob sie derselben in Folge des

neuen Ranges, den sie nunmehr in der Gesellschaft einnimmt, entsagen wird, darüber verlautet noch nichts Gewisses." ꝛc. Gleichgültig irrte mein Auge über den Rest der Notiz.

„In der Kirche Sainte Clotilde!"

Hatte ich bisher noch gezögert, an die Möglichkeit einer so jählings in Haß verkehrten Leidenschaft zu glauben, so machte die Wahl der von Dimitar zu seiner Trauung ausersehenen Kirche jedem ferneren Zweifel ein Ende. Lag doch die Sainte Clotilde nur durch die Breite der Straße getrennt, dem längst auf den Namen meines Vaters übertragenen Palais, und unter dessen Gemächern gerade dem Salon und dem Boudoir gegenüber, das unser steter Aufenthalt war, wenn Gjuza mich besuchte. Wie oft hatte er hier, in der Vertiefung der Fensternische, neben mir gestanden, wenn eine Hochzeit vorüberzog, lächelnd den Arm um mich geschlungen, auf die alte Kirche und das Portal hindeutend, „das sich einst auch uns öffnen sollte, als Pforte in das einzige, wahre — wenn auch nur irdische Paradies."

Fast dankte ich's ihm, daß er mich durch diesen Akt der Brutalität einem Gefühl überhob, dessen ich mich von Stund' an vor mir selbst geschämt haben würde. Der Zauber war gebrochen durch diesen Frevel

an Allem, was er mir einst angelobt — als wäre es ihm nicht genug, am bloßen Verrath an mir und seinem eignen Wort! — „Durch diese That eines Nichtswürdigen," sagte ich mir, „war die Macht, die er bisher über mich ausgeübt, für immer vernichtet.

Nur Maria's Schicksal beschäftigte mich jetzt noch. Vergebens suchte ich mich mit der Ausflucht abzufinden: daß Maria, nach Allem was Dimitar an ihr verschuldet, Erfahrung genug gewonnen, um ihre Lage zu übersehen und sich keiner neuen Täuschung hinzugeben. War ich's der vielleicht immer noch Betrogenen und Verblendeten nicht schuldig, ihr die Augen zu öffnen? War es nicht meine Pflicht, ihr zu entdecken, wie weit Dimitar in seinem Doppel-Verrath gegangen war? wie er in derselben Stunde, wo er ihr die Vermählung antrug, mir Maria als ein Geschöpf von dem verworfensten Lebenswandel geschildert und wie es von Seiten Dimitars nichts als die mir zugeschworene Rache war, die ihn zu der Ehe mit ihr veranlaßte?

Während ich noch dem Allen nachsann, trat die Zofe mit einer Karte ein: „Maria Grenacci sei draußen und ließe anfragen, ob ich zu sprechen sei?" Kaum hatte sie meine bejahende Antwort erhalten als Maria in ihrem ganzen Aussehn wie umgewandelt, strahlend von Glück bei mir eintrat.

In einem Taumel von Glückseligkeit, dem auch die überströmendsten Worte nicht zu genügen schienen, war der von Dimitar an ihr begangene Verrath so vollkommen vergessen, als hätte derselbe niemals stattgefunden.

Ohne dem Anschein nach in ihrem Jubel daran zu denken, wie dieser Triumph des wiedergewonnenen Glückes in diesem Augenblick, und in unserer gegenseitigen Lage auf mich wirken mußte, schilderte sie mir Dimitar als den reuigsten und zugleich zärtlichsten Liebhaber. Nur die Thränen und die leidenschaftlichen Küsse, mit denen sie mir von Zeit zu Zeit die Hände bedeckte, wiesen darauf hin, daß das Zwischenspiel ihres Liebes-Romans, und die Rolle die mir darin zufiel und die Ursache ihres ersten Besuches bei mir, ihr noch nicht gänzlich aus dem Gedächtniß geschwunden waren.

Während ich sie unbehindert in dem Erguß ihrer Empfindungen gewähren ließ, kam ich in mir zu dem Schlusse: Nichts von den Gedanken laut werden zu lassen, die ich eben noch in mir getragen. Nicht etwa aus Furcht vor Dimitars Feindschaft, seiner vielleicht weiter brütenden Rache, sondern in Folge eines Gedankens, der sich mir unabweislich aus meiner Unterredung mit Maria ergab: Hatte Dimitar mir nicht

gerade so das Weib geschildert, von dem er geliebt sein wollte? so blindlings, so vermessen, wie ihn Maria liebte? Diese Hingabe um jeden Preis, es wäre eine Lüge gewesen, es mir zu verhehlen, diese sklavische Liebe hatte die Natur mir versagt. So hatte er vielleicht Recht gehabt, sich von mir abzuwenden und zu ihr zurückzukehren.

Zu derselben Zeit, wo die eben geschilderten Ereignisse ihren Verlauf nahmen, hatten sich in der Oeffentlichkeit lavinenmäßig all jene Zustände entwickelt, die mit jedem Tage drohender eine neue Staats-Krise ankündigten, mit ihr den Untergang des einst so jubelnd begrüßten Régime Louis Philipps und der von ihm erwarteten „Tage des Heils und des Fortschritts."

Es war am Morgen der im Dom Sainte Clotilde vollzogenen Trauung Dimitars mit Maria Grenacci.

Nach einer schlaflos hingebrachten Nacht senkte sich eben ein lindernder Halbschlaf auf mich herab, als in der Frühe des heraufdämmernden Tages Sofia in mein Schlafzimmer trat.

„Der Kammerdiener der Gräfin de Lonez," meldete sie mir mit verstörter Miene, „sei draußen und bestände trotz aller Einwendungen darauf, unverzüglich zu mir geführt zu werden."

In der That ließ sich die Stimme des Alten auch schon im angrenzenden Corridor vernehmen.

„Ich möge ja nicht zögern! Es handle sich um eine Angelegenheit von Wichtigkeit," rief er mir in gebrochenem Englisch zu.

Augenscheinlich war es seine Absicht, selbst bis auf Sofia, die außer ihrem griechischen Dialekt nur Französisch kannte, von Niemand in meiner Umgebung verstanden zu werden.

Kaum, daß er mir Zeit ließ, mich in mein Morgenkleid zu werfen.

Auf einen Wink, den Antoine mir ertheilte, bedeutete ich Sofia uns allein zu lassen.

Während letztere mir zuflüsterte, „daß sie in der Nähe bleibe, jedes Rufes gewärtig, falls ich Etwas bedürfen sollte," trat Antoine auch schon herein, wie ich jetzt gewahr wurde mit allen Spuren überstandener Reiseanstrengung, staubbedeckt, in dürftig abgetragenen Kleidern, durch falsches Haupt- und Barthaar so vollkommen entstellt, daß ich selbst ihn nur an seiner von frühster Kindheit auf mir wohlbekannten Stimme wieder erkannte.

„Verzeihen Sie," begann er, indem er sich nach allen Seiten umsah und die Thür sorgfältig hinter sich verschloß, „verzeihen Sie, daß ich Sie zu einer so un-

gelegenen Stunde belästige und aus der Ruhe störe! Ich konnte aber nicht anders, denn der ausdrückliche Befehl meiner Herrschaft lautete darauf, Ihnen die in dem Brief hier enthaltene Botschaft ohne Zeitverlust zu überbringen."

„Aber wie seht Ihr denn aus Antoine? Mein Gott, was bedeutet das Alles?" unterbrach ich ihn durch sein seltsames und verwildertes Aussehn auf's Höchste betroffen, sogleich sollt Ihr mir Alles erklären; doch zuvor laßt mich für eine Erfrischung sorgen!"

„Nicht doch, ich habe mich eben schon mit einem Glase Brandy gestärkt. Lesen Sie nur zuerst den Brief!"

Während der Alte sich wie zerbrochen auf einen Sessel neben mir niederfallen ließ, öffnete ich das Schreiben der Gräfin, dessen Couvert weder Adresse noch Siegel trug.

„Es sind vielleicht," so begann dasselbe, „für lange Zeit die letzten Worte, die ich, mein theures Kind, an Sie richte. Um so bitterer empfinde ich daher den Zwang der Umstände, die mich auch in diesem Augenblick nöthigen, so Vieles, was mir auf der Zunge schwebt, ungesagt zu lassen und auf einen besseren Moment hinauszuschieben.

„Auch Sie, mein liebes Kind, werden es bereits er-

fahren haben oder wird die Zukunft Ihnen die harte Lehre nicht ersparen, wie oft gerade die heiligsten Pflichten und Verbindlichkeiten, die das Leben uns auferlegt auf die liebsten Herzenswünsche, die wir in uns tragen, einen despotischen Zwang ausüben.

„Unter allen Wechseln des Geschicks an der Seite meines Gatten auszuharren, sein Loos, sei es Glanz oder Elend, sei es Sieg oder Fall mit ihm zu theilen, diese Pflicht bestimmt vor Allem auch in dem gegenwärtigen Moment meine Handlungsweise.

„Ich könnte noch von einer andern reden, die mir eben so theuer ist — aber es ist jetzt nicht an der Zeit.

„Indessen ist es an uns der Vorsehung zu danken, die uns wie durch ein Wunder denselben Verfolgungen und demselben Verhängniß entzogen, denen so Viele zum Opfer wurden, die sich in gleicher Lage mit uns befanden, d. h. auf der vulkanischen Höhe einer gesellschaftlich hervorragenden Stellung.

„Es würde zu weit führen Ihnen Alles genau und im Zusammenhang mitzutheilen. Genug — wären wir nicht eben noch zur rechten Zeit gewarnt worden vor einer Seitens der Regierung geplanten Intrigue, so würden wir vielleicht zu dieser Stunde schon unser Palais mit einer Zelle der Bastille vertauscht haben.

„Auch Henri, nicht weniger gefährdet als wir, weil er sich gewissen, höheren Orts diktirten Zuflüsterungen in Amtsangelegenheiten als unzugänglich erwies, war von dem Schicksal unterrichtet, das uns bedrohte: Ein unter dem Deckmantel nichtiger Vorwände ausgeklügelter Prozeß, bei dem es sich um Nichts weniger handelte als um die Verhaftung des Grafen und die Annection unseres Vermögens, das ohne Zweifel dazu dienen sollte, die neueste Lücke im Privatschatz des Königs auszufüllen, oder seinem steten Verbündeten der Geistlichkeit zu gute zu kommen.

„Durch Henri's Erscheinen überrascht als wir eben im Aufbruch begriffen waren, gelang es uns, in des letzteren und in Antoine's Begleitung die Grenze zu erreichen, ehe irgend Jemand noch von unserer Flucht eine Ahnung hatte.

„Das Aeußerste zwar brauchen wir nun nicht mehr zu fürchten.

„Ob es uns gelingen wird, unser Vermögen zu retten, ob wir je wieder nach Frankreich zurückkehren werden — das ist eine Frage, deren Entscheidung der Zukunft vorbehalten bleibt.

„Eins ist gewiß! Wir stehen am Vorabend neuer Umwälzungen, deren Ausgang heute Niemand voraussehen kann.

„Um so mehr drängt es mich daher, Ihnen nicht länger zu verschweigen, was mir unter solchen Umständen am meisten am Herzen liegt.

„Es ist die Frage: Wird die Vorsehung den Wünschen, die Sie kennen und die wir seit langem hegen, gnädig sein und — wenn diese Sturmwolken vorüber sind — denselben eine gnädige Erfüllung schenken?

„Wird diesen Abschiedsworten, die ich heute einer ungewissen Zukunft gegenüber an Sie richte, einst noch ein glückliches „Wiedersehen" folgen? Wird Ihre Antwort unseren Wünschen entsprechen, wenn ich alsdann wieder vor Sie hintrete, um Sie als Mutter und zugleich als Fürsprecherin eines Liebenden in meine Arme zu schließen?

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus Genf. Binnen wenigen Stunden folge auch ich mit Henri dem Grafen nach, der uns bereits auf der Route nach Zara vorausgeeilt ist.

„Von Antoine lassen Sie sich das Weitere sagen. Er ist in Allem au fait. Endlich bringt er Ihnen auch Instruktionen über die Verwaltung Ihres Vermögens, das in den Händen unseres Freundes Granville sicher aufgehoben ist und über die Vorkehrungen, die im Auftrag des Grafen getroffen wurden, um auch Ihnen eine angemessene Zufluchtstätte zu sichern, ehe

Paris sich abermals und vielleicht schon binnen kurzem in eine Stätte des Schreckens und des Blutvergießens verwandelt.

„Wie Sie sich erinnern werden, erhielt Granville von Ihrem Vater kurz vor dessen Tode den Auftrag, ihm in einer der Süd-Provinzen, in angemessener, der Heerstraße des Verkehrs entrückter Lage eine zum Landaufenthalt herzurichtende Besitzung anzukaufen.

„Die bereits eingeleiteten Verhandlungen über den Ankauf eines seit langem von seinem Besitzer verlassenen, daher stark verfallenen Landgutes in der Nähe von Toulon wurden zur Zeit durch Herrn Larinska's Tod unterbrochen, aber die günstigen Kaufbedingungen, die schöne Lage und andere Vorzüge, wie voraussichtlich nicht unbedeutende Revenuen veranlaßten den Grafen, den Kauf nochmals in Anregung zu bringen und bildet der Herrensitz von Latour, wie Sie wissen, heute einen Theil Ihres Vermögens.

„Die Umgebung des alten, seit langem unbewohnten Hauses ist zwar auch heute noch wenig gepflegt, aber die pittoreske Landschaft, die dasselbe umgiebt, die ringsum lagernden Berge und Waldungen werden Ihnen hinreichenden Ersatz bieten für die Luxus-Promenaden von Paris und Versailles.

„Im Innern des nach Herrn Granvilles Bericht

nicht unbehaglichen Gebäudes wurde unter des Letzteren Leitung Alles wohnlich hergerichtet. Die Entfernung von Paris, sowie die Nähe der Häfen von Toulon und Marseille bieten unter den gegenwärtigen Verhältnissen Vortheile, die nicht zu unterschätzen sind.

„Je eher wir die Nachricht erhalten, daß Sie unter Antoine's und Sofia's Schutz Paris verlassen haben und sich auf dem Wege nach Latour befinden, je glücklicher werden wir sein und je ruhiger werden wir an Ihr Schicksal denken können ꝛc." — —

„In der Abreise begriffen," so ungefähr lautete die Antwort auf das Schreiben der Gräfin, die ich schon wenige Tage nach Antoine's Ankunft von Paris absandte, „eile ich Ihnen mitzutheilen, daß wir heute Abend noch Paris verlassen. Aus Latour, das Herr Granville mir als einen Aufenthalt schildert, der mir gewiß gefallen würde, melde ich Ihnen sogleich unsere Ankunft.

„Was den weiteren Inhalt Ihres Briefes betrifft, so kann ich Sie versichern, daß ich mir eben erst von Neuem angelobt habe, mich, so weit es in meinen Kräften steht, in Allem Ihren Wünschen und Rathschlägen zu fügen; um so mehr als ja dieselben stets auch die Wünsche Dessen waren, der aus dem Himmel auf mich niederschauend nicht sagen soll, daß ich der ungemessenen Güte unwerth bin, die er einst über

mich und über jeden Tag meines Lebens ausgoß, so lang es noch in seiner Hut stand.

„Es ist noch nicht lange daß ich, seit ich ihn verloren, in Gefahr war, jenen Wünschen entgegen zu handeln.

„Und wäre mein Vorhaben zur That geworden — erlassen Sie es mir, die Gedanken an Alles, was die Folge davon sein konnte, auszudenken!

„Indem ich Sie bitte, dem Grafen meinen Dank für seine Fürsorge zu sagen, Ihnen und Henri meine Grüße sendend

Thérese Larinska."

Als ich am Abend des zweiten Reisetages mit meinen beiden Reisegefährten, Sofia und Antoine, in Latour anlangte, fand ich Alles genau, wie Herr Granville, der Bevollmächtigte des Grafen, es mir geschildert hatte: Das behagliche einstöckige Landhaus von einem schattigen Park umgeben, ringsum die weitläufige von Palmen und Pinien eingefaßte Terrasse, ein verwilderter, aber üppig wuchernder Blumengarten, mit der Aussicht auf die von Weitem herüberschimmernde Meeresküste. Im Gegensatz zu den stürmischen Erlebnissen der letzten Wochen und Monate, umgab mich nunmehr in meinem neuen Aufenthaltsort eine Ruhe und Einförmigkeit, wie ich sie noch nie gekannt hatte. Aber weit entfernt mich zu ermüden oder mir

lästig zu sein, flößte diese Abgeschlossenheit mir vielmehr ein Wohlgefühl ein, das die natürliche Folge des längst in mir erwachten Verlangens nach einer Umgebung sein mochte, wo nichts mich an die Vergangenheit gemahnte.

Die einzige Unterbrechung der Gleichförmigkeit, mit welcher gleichsam ein Tag sich in dem andern verlor, bildeten die Zeitungsnachrichten über die Unruhen in Paris; über die wachsenden Konflikte der Regierung mit der öffentlichen Meinung, die bald da, bald dort Lärme erregenden, gewaltsam von der Justiz unterdrückten Preß-Prozesse, bis endlich in den Februar-Tagen das längst schon drohende Unwetter sich in seiner ganzen Wuth entfesselte und allenthalben die Schrecken der ersten Revolution von Neuem heraufzubeschwören drohte. Indessen nahmen die Ereignisse in rascher Flucht den bekannten Verlauf; unter der heldenmüthigen Aktion des Ausschusses im Hôtel de ville erstand aus der drohenden Anarchie die neue Republik.

Ein halbes Jahr etwa war seit den blutigen Umsturztagen der Februar-Revolution vergangen, als ich einen aus Zara an mich gerichteten Brief von Henri

erhielt, in welchem er selbst mir zum ersten Mal seine Neigung erklärte.

„Bisher," so schrieb er, „hätten die öffentlichen Wirren und Konflikte ihn gehindert, sich auszusprechen, da sein Gewissen ihm verbot, mich und mein Schicksal mit in das Verhängniß hinabzuziehn, das unter dem selbst nunmehr landesflüchtigen Tyrannen täglich über ihn und die Seinigen hereinbrechen konnte. Unter der gegenwärtigen Umgestaltung der Dinge sehe er jedoch alle jene Hindernisse als beseitigt an; mithin wäre für ihn der lang gefürchtete und ersehnte Augenblick gekommen, der über sein Lebensglück entscheiden sollte."

Zur Zeit, wo ich jenen Brief, und die in demselben enthaltene Frage erhielt — deren Lösung ich mir bis zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Henri und dessen Eltern vorbehielt — hatte die republikanische Regierung den Grafen nicht nur für alle in den letzten Tagen der Monarchie erlittenen Vermögensverluste entschädigt; unter Ehrenbezeugungen der glänzendsten Art wurden ihm zugleich alle die früher von ihm bekleideten Aemter im Staatsdienst von Neuem angetragen.

Auf den an ihn ergangenen Ruf hatte der Graf De Lonez sich alsbald auf seinen Posten nach Paris begeben. Auch die Gräfin und Henri sollten ihm

binnen kurzem folgen, als letzterer plötzlich erkrankte und sich in Henri's Zustand Symptome eines hektischen Uebels einstellten, das sich schon öfters in der Familie de Lonez wiederholt hatte und den Eltern um so mehr Sorge einflößte, als schon mehr denn Einer unter Henri's Vorfahren demselben Uebel zum Opfer gefallen war. Statt nach Paris zurückzukehren, ging Henri daher, auf den Rath der Aerzte, nach Cairo, wo er den Winter verbringen sollte.

Einige Wochen später meldete ein zweiter Brief der Gräfin mir ihre eigene Abreise. Die Pein der Ungewißheit, zumal bei den schwankenden Nachrichten des Arztes, der Henri begleitete, hatten ihr keine Ruhe gelassen. Endlich war sie zu dem Entschluß gelangt — so hart es ihr auch ankam, denn es geschah zum ersten Mal seit ihrer Vermählung — sich von ihrem Gemahl zu trennen, um fortan Henri's Pflege selbst zu überwachen.

Seitdem lauteten die Nachrichten über Henri's Zustand bald mehr, bald minder günstig.

Das tropische Klima hatte nur zu Anfang eine Entkräftung und scheinbare Verschlimmerung des Leidens herbeigeführt. Je mehr und mehr schien mit der Zeit der gehoffte Umschwung einzutreten.

„Mit dem Frühling," schloß fast jeder Brief der

Gräfin, „glaubte sie mit Sicherheit die Rückkehr antreten zu können!“

Aber die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten, ohne daß die begonnene Besserung in Henri's Zustand sich befestigte und immer noch warnte der Arzt vor der Reise.

Mittlerweile ließ der Graf die nach Paris an ihn gerichteten Briefe, besonders wenn sie irgend eine Aenderung in Henri's Zustand meldeten, regelmäßig auch mir nach Latour zukommen.

Da er denselben meist eine Nachschrift beifügte, so war allmälig ein reger Briefaustausch zwischen uns entstanden.

Plötzlich trat in diesem Austausch eine Stockung ein, die mich um so mehr beunruhigte, als gleichzeitig auch meine nach Cairo, an die Gräfin gerichteten Briefe ohne Antwort blieben.

Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, langte ein Brief des Grafen an — doch nicht aus Paris, sondern wie ich, noch ehe ich ihn öffnete, aus dem Post-Stempel ersah, von einer südfranzösischen Grenz-Station datirt.

Die längst in mir erwachte Befürchtung: „Es müsse sich etwas Außerordentliches zugetragen haben,“ erwies sich als nicht unbegründet.

Wie einst mein Vater an der Sache verzweifelnd, für die auch er während einer langjährigen öffentlichen Thätigkeit seine Kräfte eingesetzt, an dem Sieg der Fortschrittspartei und den von ihr angestrebten Reform-Ideen, die ehrgeizigen Pläne Bonaparte's durchschauend, hatte der Graf, den Bemühungen des Diktators, ihn über seine Gesinnung zu täuschen, zum Trotz, diesmal freiwillig und auf eigenen Antrieb seinen Abschied genommen.

Für den Rest seines Lebens entschlossen, aller ferneren politischen Thätigkeit zu entsagen, begab er sich nach Zara, um seine alten Tage daselbst in Ruhe abzuschließen.

Dieser ersten schloß sich in einem P. S. von wenigen Zeilen eine zweite, nicht weniger unerwartete Nachricht an.

„Ein soeben von Henri an mich ergangener Brief," lautete dieselbe, „bringt mir die Botschaft, daß sie auch dort endlich zur Heimkehr rüsten und daß der Arzt nichts mehr gegen Henri's Aufbruch einzuwenden hat. Zitternd für das Glück und das wiedergeschenkte Leben unseres Sohnes, legen wir die Entscheidung der längst schon von Henri an Sie gerichteten Frage in Ihre Hände ꝛc."

„Was war es?" frug ich mich, wie schon oft, was

mich je mehr und mehr mit Angst und Widerstreben an diese Entscheidung denken ließ? War ich Henri nicht von Herzen zugethan? Hatte ich nicht als Kind schon außer meinem Vater Niemand so gern um mich gelitten als den schönen, gefälligen Spielgenossen?

Ja! hatte Henri's vornehm-liebenswürdiges Wesen, als ich ihn nach mehrjähriger Abwesenheit an jenem verhängnißvollen Carnevals-Abend im Palais de Lonez wiedersah, mich nicht trotz eines andern mächtigen Gefühls, das ich damals in mir trug, von Neuem überrascht und für ihn eingenommen?

Alle Grazie und Anmuth, die sonst mit der Kindheit zu schwinden pflegt, war ihm auch im Mannesalter geblieben. Zwar fast zu fein und zart für einen Mann waren die Züge seines blonden Lockenkopfes. Aber dieses jugendlich zarte Antlitz wiegte sich auf einer Gestalt von so strenger und vollendeter Anmuth, daß sie einem Künstler zum Vorbild für einen Apoll oder Antinous dienen konnte. So war Henri mir bei unserem letzten Wiedersehen erschienen. So stand er mir heute noch vor Augen!

Hatte ich endlich bei der Nachricht von seiner Erkrankung nicht jene Betrübniß, jene nagende Angst und Sorge empfunden, die uns doch nur diejenigen einflößen können, die uns theuer sind?

Und doch!

Hätte ich das Gefühl nicht gekannt, das Gjuza einst in mir erweckt, das todt und zerbrochen aber nicht vergessen in mir lag, so würde ich mich beim Gedanken an eine Verbindung mit Henri einer ahnungslosen Ruhe und Zufriedenheit überlassen haben.

Aber die Unbewußtheit, den von Leidenschaft noch unberührten Mädchentraum konnte Niemand mehr mir wiedergeben.

Zu früh hatte das Schicksal mir jene verhängnißvolle Macht und ihren Reiz offenbart, die das Weib, das sie einmal empfunden, nie wieder vergißt und auf die es nur, den Tod im Herzen, Verzicht leistet.

Durch die schwarzen Baumschatten, die über den Säulen der Terrasse lagen und den steinernen Karyatiden, die ihnen zum Sockel dienten, ein gespenstisches Ansehen gaben, drangen nur hier und da verstohlen die Strahlen der glühenden Julisonne.

So stumm und einsam lag in dem kristallenen Licht das Haus, der Hof und Garten! Wie eine bloße Fiktion, eine Fata morgana, wie sie wohl in der Steppe oder inmitten der Wüsten-Einsamkeit vor dem Wanderer herzieht, erschien mir plötzlich Alles, was mich umgab und mein eigenes Leben in dieser Einöde auch

nur ein Traum, ein Zustand der Betäubung, dem früher oder später ein Erwachen folgen mußte.

— — — — — — — — — — —

Während ich so vor mich hinsann, fiel zufällig mein Blick auf die Sonnenuhr, die zwischen den Blumenbeeten mir gegenüber am Wege stand.

Schon 7 Uhr vorüber. War es möglich? Hatte wirklich vor mehreren Stunden schon der von der Post zurückkehrende Bote mir den Brief aus Zara gebracht?

Wie athemlos war die Zeit verstrichen, ohne daß ich doch die Frage in mir zur Lösung gebracht: „Wie weit ich dem Grafen die Wahrheit gestehen, wie weit ich ihm, bevor die letzte Entscheidung unabweislich an mich heranträte, die Zweifel und Widersprüche, die ich in mir trug, verschweigen sollte?

„Sofia," rief ich durch das offne Fenster in die angrenzende Halle.

Wie früher in Antoine's Begleitung, so pflegte ich, seit letzterer zu seinem Herrn nach Paris zurückgekehrt war, täglich bei beginnender Abendkühle mit Sofia im Park oder den angrenzenden Waldungen herumzustreifen, bis die Dunkelheit uns zur Umkehr nöthigte.

Statt jener erschien auf meinen Ruf die Zofe in der Thür und sah mich verwundert an. Jetzt erst entsann ich mich! — — —

Weilte Sofia doch seit mehreren Tagen schon in Marseille, wo sie während Granville's Abwesenheit eine von jenem ihr überantwortete Geschäftsangelegenheit zu erledigen hatte.

„Louisette, meinen Hut," eilte ich mich zu corrigiren. Doch entging es mir nicht, wie die seit wenigen Wochen erst in meinen Dienst getretene Zofe mir einen neugierigen Blick zuwarf, der zu sagen schien, daß sie nicht unterließ, über eine so ungewöhnliche Aufregung oder Zerstreutheit ihre Muthmaßungen anzustellen!

Indem ich nun unbehindert den Gedanken nachzugehen, die der aus Zara erhaltene Brief in mir heraufbeschworen, Louisette's Begleitung abwies, wandte ich mich durch den Piniengang, meinen Lieblingsweg, dem umliegenden Park zu.

Wüstenstill war's dort. Der Abendwind, der eben noch in den Pinienwipfeln spielte, war verstummt. Außer den Sonnenstrahlen, die flimmernd den Bäumen entlang liefen, rings keine Regung, kein Laut — kaum daß hie und da eine Grille am Wegrand ihre eintönige Stimme vernehmen ließ.

Ohne auf meinen Weg zu achten war ich immer weiter und weiter fortgeschritten.

Erst ein Nachtvogel, der aus dem Dickicht aufflog und mit seinem harten Flügelschlag an mir vorüberschoß,

mahnte mich an die zunehmende Dämmerung und die Einsamkeit, die mich umgab.

Da, als ich eben im Begriff war die Rückkehr anzutreten, ehe die hereinbrechende Dunkelheit mich völlig überraschte, war es mir als sähe ich einen Schatten neben mir über den Wegrand gleiten.

Unwillkürlich hielt ich meine Schritte an. Schon seit einiger Zeit verfolgte mich wie ein Alp das Gefühl, daß Jemand, den ich mehr ahnte als sah, dessen Nähe ich aber eben jetzt wieder deutlich fühlte, mir heimlich nachschliche.

Ja, um dieser thörichten Einbildung zu entgehen, unterließ ich seit mehreren Tagen schon meinen gewohnten Ausgang. Heute aber hatte ich über der Wirklichkeit des Gespenstes vergessen.

Nicht ohne Bangen frug ich mich, wie weit ich noch von dem Park entfernt sein konnte? vergebens sah ich mich nach einem Merkmal, einem Anhaltspunkt in dem dunkelnden Walde um. In derselben ununterbrochenen Einförmigkeit dehnten sich seine schwarzen Wellenlinien nach allen Seiten aus.

Durch den räthselhaften Schatten hinter mir geängstigt, setzte ich endlich meinen Weg in der einmal eingeschlagenen Richtung fort.

Endlich tauchte zwischen den massigen Palmen-

wipfeln eine hochragende, so dünkte mich, mir wohlbekannte Cypressengruppe auf. Wenige Schritte weiter mußte ich auf eine Lichtung im Walde stoßen, in deren Mitte eine Farm lag; bis zu ihr pflegten wir, wenn Sofia mich begleitete, gewöhnlich unseren Spaziergang auszudehnen.

Aber immer weiter und weiter zogen sich die schwarzen Cypressenwipfel als ob sie nie ein Ende nähmen. Keine Farm ließ sich sehen. Auch von dem Gebell der Hunde, das uns sonst schon von Weitem begrüßte, ließ sich heute nichts vernehmen.

Ueber den Weg, der mir vielleicht nur in der Dunkelheit so fremd erschien, warf der aufsteigende Mond einen spärlichen Lichtschein.

Wieder knisterte es in dem trocknen Reisig, das den steinigten Boden mit seiner dürren Decke überzog wie von leise hingleitenden Schritten.

Diesmal war es keine Täuschung! Nein! Von den Baumschatten hinter mir löste sich eine Gestalt ab, die behutsam auf mich zukam.

Während die Wolkenschatten, die zuvor den Mond verhüllten, sich allmälig lichteten, unterschied ich in der zunehmenden Helligkeit einen schwarzen, negerartigen Kopf, dem ich früher schon irgendwo begegnet war.

„Fürchtet nichts," redete eine tiefe wohlklingende

Stimme mich an, „es ist kein Feind oder Uebelthäter, der vor Euch steht, Signora, sondern Euer demüthigster Diener und Sklave, sofern Ihr mir Gehör gebt."

Mit diesen flüsternd gesprochenen Worten trat eine derbe, vierschrötige Männergestalt dicht an mich heran.

„Ihr kennt mich nicht mehr?" fuhr dieselbe weiche, sonore Stimme in dem vorigen Flüsterton fort.

Aber schon entsann ich mich. Es war Dimitars Diener, der Corse.

„Ja doch," entgegnete ich, „ich kenne Euch."

„Ich bin Curzio, der einstige Diener und Vertraute Dimitars. Es war in Paris; ich stand zu jener Zeit als Secretair in seinem Dienst und überbrachte Euch hin und wieder eine Botschaft. Doch komme ich heute nicht von ihm gesandt, sondern aus eigenem Antrieb, wie ich Euch schon sagte — Euer unterwürfigster Sklave — und Diener."

„Es ist nicht das erste Mal," unterbrach ich ihn, indem ich mich zu fassen suchte, „es ist nicht das erste Mal, daß Ihr mir heute nachstellt!"

„Nein, es ist nicht das erste Mal, Madamigella!"

„Schon seit einigen Tagen seid Ihr mir im Walde nachgegangen?" Statt der Antwort nickte der Corse schweigend mit dem Kopf.

„Hättet Ihr mir nicht soeben die Versicherung

gegeben, daß es keine feindselige oder verrätherische Absicht ist, die Euch hierher führt, so hätte ich wahrlich Ursache genug, Euch zu mißtrauen."

„Ihr braucht mir nicht zu mißtrauen!" wirklich klang Curzio's Stimme bei diesen Worten weniger drohend als angstvoll und gebrochen. „Ihr habt von mir nichts zu fürchten, obgleich ich heute vogelfrei, ein Bewohner der „Macchia" *) (Buschland) vor Euch stehe, auf den die Sbirren mehr als einmal ihren Flintenlauf gerichtet haben und auf dessen Kopf mein einstiger Gebieter schon mehr als einen nicht geringen Preis ausschrieb. Ja, als ein Bewohner der Macchia! Ihr werdet ja wohl wissen, was man unter einem solchen zu verstehen hat!"

„Ich staune, Curzio — Euer einstiger Gebieter sagt Ihr — er, der Euch wie einem Freunde zugethan war, Euch seine ‚Vorsehung' nannte und auf Euch schwor, wie auf sein Gewissen?"

„Auf sein Gewissen! ein schlechter Schwur. Oh!" fügte Curzio hinzu, während es scharf um seine Lippen zuckte, „über sein Gewissen könnte ich Mancherlei erzählen!"

---

*) Der volksthümliche Ausdruck für die Bergwildniß, die den von den Behörden verfolgten corsischen Banditen oder Verbrechern zur Zuflucht dient.

„Aber woher diese Feindschaft?"

„Die hat ihre wohlberechtigten Gründe! Sie nahm nicht erst ihren Anfang mit meinem Wunsche, ihm dasselbe zu thun, was heute auf seine Veranlassung die Sbirren nur zu gerne mir anthäten, wenn es ihnen gelänge; das heißt — weil ich auf ihn geschossen habe."

„Ihr auf Dimitar — Euern Herrn —"

Den Blick zu Boden senkend, doch in demselben festen und kalten Ton, wiederholte Curzio: „Jawohl, weil ich auf ihn geschossen habe."

Schweigend standen wir uns eine Zeitlang gegenüber.

„Ueber dem Allen," nahm ich zuerst das stockende Gespräch wieder auf, „ist es spät geworden. Wenn ich noch länger ausbleibe, so würde meine Dienerschaft in Unruhe gerathen und mich hier aufsuchen. Ich eile daher, noch die eine Frage an Euch zu richten: „Warum, wenn Ihr mit mir zu reden hattet, betriebt Ihr diese Begegnung hier, wo Euch doch gewiß Niemand nachspürt, mit so ängstlicher Heimlichkeit?"

„Das will ich Euch," entgegnete Curzio, „sogleich erklären. Zuvor müßt Ihr mir versprechen, daß Niemand außer Euch etwas von dieser Begegnung erfahre!"

„Ich verspreche es Euch!" Während Curzio seine

Hand nach der meinigen ausstreckte und sie mit dem Ausdruck sklavischer Unterwürfigkeit an seine Lippen zog, fuhr er fort: „Nun denn — ein Anliegen ist's, das ich an Euch zu richten habe, eine flehentliche Bitte, die in Eurer Umgebung nichts als Widerspruch erregen, der sich vor Allem Sofia, Eure einstige Asa, auf alle Weise entgegenstellen würde. Es gab eine Zeit" — ohne ihn zu unterbrechen, hatte ich Curzio fortreden lassen. „Es wäre nicht rathsam," so sagte ich mir, ihn, ehe ich seine Absicht kannte, von Sofia's Abwesenheit zu unterrichten — „es gab eine Zeit, wo Sofia Euern einstigen Bewerber Dimitar wie einen Götzen anbetete. Es war keiner unter seinen Mitbewerbern und Nebenbuhlern, der sich mit ihm an Geist, an Schönheit, an allen ersinnlichen Vorzügen und Tugenden messen durfte. Nur er war Eures Besitzes werth. Als es aber plötzlich aus war zwischen Euch und ihm, da schlug Sofia's zuvorige Anbetung in einen tiefen, unversöhnlichen Haß um. In fast noch höherem Maße kehrte sie diesen Haß zugleich gegen Maria Grenacci, seine jetzige Gemahlin. Maria aber ist's, die mich zu Euch sendet und die an Euch gestellte Forderung nichts Anderes, als ein Akt der Menschlichkeit an ihr! Von Gram verzehrt, vor der Zeit dahingewelkt, ist Maria heute nur noch der

Schatten eines lebenden Wesens. Längst wäre der Tod für sie eine Erlösung, aber fast scheint es als könne sie nicht sterben, ohne Euch noch einmal gesehen zu haben."

Er schwieg eine Weile und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der über einen schwer auf ihm lastenden Entschluß mit sich zu Rathe geht.

„Ich bin ein Corse," hub er endlich wieder an, „und Jeder, der das Herz unseres Volkes kennt, rühmt uns nach, daß die Lüge nicht unsre Sache ist, daß sie ebenso wenig über die Lippen eines Corsen geht als ein Kameel durch ein Nadelöhr. Ihr aber, Ihr seid großmüthig und gut; umsomehr bin ich berechtigt, Euch ein unumwundenes Bekenntniß alles dessen abzulegen, was mich zu Euch geführt hat. Nach der Denkart jedes Corsen gab mir der Sklavendienst, den ich meiner Herrin geschworen, das Recht, mich wenn nicht anders so mit Gewalt, Eurer zu bemächtigen. Vor einigen Tagen erst, — Ihr waret beim hereinbrechenden Dunkel wie heute draußen im Walde und nur Eure Zofe begleitete Euch — ein Leichtes wäre es mir gewesen, mich Eurer zu bemächtigen. Aber ihr eigner Machtspruch, ihr eigner einst so holder, engelsschöner Mund hatte es mir unter Bitten und Drohungen untersagt."

Durch die Kühnheit einer solchen Sprache betroffen, unterbrach ich den Redefluß des Corsen, indem ich ihm bedeutete, daß ich diese Sprache in dem Munde eines Dieners seltsam fände und daß er wohl daran thäte, wenn ich ihn weiter anhören sollte, sich in seinen Ausdrücken zu mäßigen.

Starren Blicks sah Curzio, über meinen Einwurf verstummt, vor sich hin, als ob er dem Sinn desselben nachdächte. Plötzlich aber entstürzten ihm zusammenhanglos, mehr geschluchzt als gesprochen, einer Fluth gleich, die nichts zu hemmen vermag, die Worte: „Meine Herrin! . . . Heute Niemandes Herrin mehr! Ein bloßer Schatten, der zu dieser Stunde schon vielleicht nicht mehr athmet. Ein Kind! ein Nichts, ein Spielzeug, das ich mit einem Griff meiner Hand zerbrechen könnte — mein Abgott — ja, wenn Ihr wollt! Ich ihr Herr oder ihr Sklave! Ihr Herr, weil ich zur Zeit ihr einziger Freund und Beschützer bin — ihr Sklave, weil — doch laßt das! Nicht von mir will ich reden, sondern von Maria der hülflosen, sterbenden, verlassenen Frau.

„Wenn meine Füße mich noch trügen," so lauteten ihre Worte, „so würde ich weder Meere noch Berge scheuen — durch den Staub dahinwinden würde ich mich bis zu ihr."

Und nun hört mich an! Im Hafen von Toulon liegt der Sampiero, der morgen nach Ajaccio abgeht, wo Maria seit etwa einem Jahr verweilt. Wenn Ihr meine Bitte anhört — oh! und Ihr werdet mir die Schmach nicht anthun, sie nicht zu erhören! Mit dem Tode ringend, fleht Maria Euch an um eine letzte Gnade! — Ihr seid ein Weib und Gott hat das Herz des Weibes zur Güte und zur Großmuth geschaffen! Er wird auch das Eurige erweichen! — Wenn Ihr mir Gehör gebt, so müßt Ihr noch heute Nacht zur Stelle sein."

„Ihr träumt Curzio oder Ihr redet im Fieber!"

„Warum sollte ich träumen? — Ja wohl, noch heute Nacht! Es handelt sich ja nicht um eine Ewigkeit, sondern um ein paar Tage, die Ihr einer Sterbenden opfert, und über die, wenn Ihr nur mir und meinen Rathschlägen folgt, Niemand Euch in Rechenschaft ziehen wird. Hört Ihr wohl? „Niemand!"

„Mein Gott, wo denkt Ihr nur hin? Meine Umgebung, meine Dienerschaft" —

„Seid Ihr die Sklavin Eurer Dienerschaft? Wenn es sich um nichts weiter handelt, so laßt nur mich gewähren! Ihr selbst sollt mich einen Narren und Hohlkopf heißen, wenn ich die nöthigen Mittel nicht ausfindig mache, Alles aus dem Wege zu räumen, was

Euch je Eure Großmuth bereuen ließe. Erst nur Euer Wort — Euer Ja oder Euer Nein?"

„Halt Curzio!" entgegnete ich durch die Macht, mit der jener auf mich einzudringen wußte, wenn auch noch nicht gewonnen, so doch verwirrt und betroffen: „Ehe Ihr eine solche Forderung an mich stellt, habt auch Ihr mir zuvor eine Frage zu beantworten. Ihr sagtet mir, Ihr hättet auf Dimitar geschossen, aber Ihr sagtet mir nicht, was Euch dazu bewogen, dem Leben Eures Herrn nachzustellen, dem Ihr einst, wenigstens schien es so, mit Leib und Seele ergeben waret?"

„Wenn Ihr darauf besteht, so werde ich Euch willfahren — Ihr verlangt zu wissen, was es zwischen mir und Dimitar gegeben hat. Wer könnte Euch das Recht dazu absprechen?"

Es war mittlerweile völlig Nacht geworden. Indem er selbst mich an die Beschleunigung unserer Heimkehr mahnte, forderte Curzio mich auf, ihm nachzufolgen.

„Ihr werdet," fuhr er fort, indem er durch das Gestrüpp voranschreitend, mich binnen weniger Augenblicke auf den verfehlten Pfad zurückführte, „Ihr werdet, wenn Ihr meine Bitte erfüllt, aus Maria's eigenem Munde hören, welch ein Schicksal ihrer von dem Augenblick an harrte, wo Gjuza — nicht nur ohne Liebe, sondern, wie ich zu dieser Stunde mit jedem

Eid verbürgen will! — Nichts als Groll und Haß gegen sie im Herzen, Maria zu seiner Gattin machte. Sie hat von jenem Tage an keine frohe Stunde mehr gekannt.

„Und oft — zürnt mir nicht, wenn ich es Euch nicht verschweige — wandten ihre Klagen sich gegen Euch.

„Hätte Thereſe Larinska," so lauteten die Worte, die ich sie mehr als einmal aussprechen hörte, „mir die Augen geöffnet, als es noch Zeit war, hätte sie mich nur mit einem Wink gewarnt, statt mich meinem Feinde, den sie als solchen kennen mußte, auszuliefern, wie viel Unheil wäre mir erspart geblieben!

„Niemand außer ihr konnte mich retten. Aber sie schwieg und dieses Schweigen bezahle ich mit dem Leben."

Bei den letzten Worten war Curzio stehen geblieben; den Blick fast drohend auf mich gerichtet, fügte er hinzu: „Glaubt es mir, Signora, wenn Maria Recht hatte, wenn Ihr wußtet, wie es um Dimitars Neigung zu ihr bestellt war, wenn Ihr sie warnen konntet und es nicht thatet, so habt Ihr viel an ihr verschuldet und viel an ihr gut zu machen!

— — — — — — — — — — —

„Maria hatte, wie Ihr wißt, ihrem Liebhaber schon längst, schon vor ihrer gesetzlichen Vermählung, angehört.

Wäre sie nicht ihrer Niederkunft nahe gewesen, so hätte sie in der ersten Zeit nach ihrer Abreise von Paris vielleicht noch die Kraft gefunden, sich loszureißen.

„Aber Ihr wißt es ja, sie liebte ihren Peiniger, „sie liebte ihn!" — oh! das ist nicht das Wort. Sie hing an ihm wie der Hund an seinem Herrn, nur um so unterwürfiger je härter jener ihn tritt und quält und mißhandelt — und sie fühlte ihre Hülflosigkeit!

„Nach einer Fehlgeburt, die schon in Livorno die nach ihrer Hochzeit von Paris aus unternommene Reise abbrach, fiel Maria immer mehr und mehr zu dem Schatten herab, als welcher sie heute noch ihr Leben fristet.

„In diesem Zustande wurde ihr das von Livorno leicht erreichbare Ajaccio von den Aerzten als Aufenthaltsort angewiesen. Stumm, ohne Einwand ließ Maria sich auf das milde Klima von Ajaccio vertrösten, das ihr die verlorene Jugend und das hinsiechende Leben wiedergeben sollte.

„Was allein sie von dem Frost, der ihr im Gemüthe lag und der sie langsam tödtete, erlösen konnte, das wußte Dimitar ebenso gut als sie.

„Der Plan sie nach Ajaccio zu bringen, schien ihm zu gefallen. Mit einem fast fieberhaften Eifer betrieb er die Ausführung desselben.

„Wie schon zuvor in Paris so mochte Dimitar auch

während der Reise Niemand außer mir um sich und um seine Gemahlin dulden. Auf diese Weise wurde ich allmälig der Vertraute und Eingeweihte Beider in Allem, was sich zwischen ihnen zutrug."

Bisher hatte Curzio rasch, ohne Einhalt darauf zugesprochen. Jetzt brach er plötzlich ab und schritt, den Kopf auf die Brust gebeugt, schweigend neben mir her mit dem Stock, den er in der Hand trug, auf die Büsche schlagend, die sich am Wegrand hinzogen, daß sie ächzend ihre geknickten Zweige zur Erde senkten.

„Seit unserer Uebersiedlung nach Ajaccio," hub er bei jedem Wort vor wachsender innerer Erregung stockend endlich wieder an, „waren etwa zwei oder drei Monate verflossen, als in Maria's Verhalten ihrem Gatten gegenüber ein Umschwung eintrat.

Ob wirklich in ihr der Wunsch erwachte, ihre Ketten zu zerreißen, ob sie Dimitar nur aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln suchte, indem sie die Eifersucht in ihm wachrief — genug, ebenso plötzlich als sie ihrem Gatten gegenüber erkaltete, schien Maria ihre Gunst mir zuzuwenden.

„Wie Ihr wissen werdet, pflegt der Corse — und obgleich ich heute verfolgt und geächtet vor Euch stehe, so darf ich mich doch ohne Schamröthe ein Kind meines Volkes nennen — mit dem Begriff von

Pflicht und Ehre nicht zu scherzen. So würde auch ich den Verrath nimmer begehen, den niedrigsten und verwerflichsten, den es nach unserer Denkart giebt — das heißt ich würde das Weib, das einem Andern gehört, nie zur Verletzung seiner Pflicht verführen. Mitleid, Liebe, Leidenschaft tobten aber deßhalb nicht weniger mächtig in mir.

„Weder konnte ich den eigenen inneren Kampf länger ertragen, noch auch der Qual unthätig zu sehen, in der Maria's Leben sich verzehrte.

„Mit jedem Tage mehr welkte sie dahin. Aber nichts, selbst dieser Zustand langsam fortschreitender Vernichtung vermochte es, Dimitar's willkürliches Verhalten ihr gegenüber zu ändern.

„So schien er, zumal in letzter Zeit durch ein jähes Aufflammen seiner früheren Zärtlichkeit, sie nur noch mehr verwirren und peinigen zu wollen denn je.

„Wie Ihr einst vielleicht von Dimitar selbst vernahmt, hatte das Verhältniß, in dem ich zu ihm stand, mit dem eines Dieners zu seinem Herrn so viel als Nichts zu schaffen. Wenn ich ihn verließ, so kündete ich ihm weniger den Dienst als die Freundschaft, die seit langem zwischen uns bestand und deren Ursprung mit Ereignissen zusammen hing, die der Vergangenheit Dimitar's angehören. Doch genug davon

— wie die Dinge lagen, gab es für mich keinen andern Ausweg als heimlich fortzugehen, ohne Auseinandersetzungen, die so oder so nur Uebles nach sich ziehen konnten.

„Der Zufall selbst schien meinem Entschluß entgegen zu kommen.

„Es war zur Zeit der Weinlese. Als gewandter Schütze und Jagdliebhaber bekannt, wurde Dimitar von einem in Ajaccio ansässigen Edelmann zu einer Treibjagd in den Wäldern des Monte Rotondo aufgefordert, wo der Signor Pandulfo, der ein reicher Herr ist, mehrere seiner Villen und Jagdschlösser liegen hat.

„Diesen Zeitpunkt hatte ich zur Ausführung meines Entschlusses bestimmt. Je eher ich denselben in's Werk setzte, um so besser war es für uns Beide; denn seit der Zeit, wo Dimitar sich sagen mußte, daß es nur an mir lag, ihm die Macht über die bisher schrankenlos von ihm beherrschte Frau streitig zu machen, gewann seine anscheinende Freundschaft je mehr und mehr einen Beischmack von unterdrücktem Hasse.

„Daß ich's kurz mache — — es war mir nicht vergönnt, meinen Plan auszuführen; wenigstens nicht so, wie ich mir denselben vorgezeichnet.

Wie's bei den Festlichkeiten auf dem Schloß Pandulfo herzugehen pflegte, wußte ich von früher her,

denn vor Jahren stand ich selbst als Förster dort im Dienst.

„Meist befanden sich die Gäste, wenn sie Abends von der Jagd heimkehrten, an wohlgefüllter Tafel oder bei rollenden Würfeln am grünen Tische dort so wohl, daß sie's mit der Rückkehr nimmer eilig hatten.

„Dem Anschein nach hatte Dimitar zu längerem Ausbleiben gerüstet Ajaccio verlassen.

„Erst nach Stunden zählte daher Maria's Alleinsein, das zu unterbrechen ich mich wohl hütete. Aus hie und da flüchtig von ihr hingeworfenen Aeußerungen schloß ich, daß sie mich durchschaute, daß sie mit ihrem untrügbaren Instinkt meiner Absicht auf der Spur war.

„Schon lag mein Gepäck geordnet; denn noch vor Tagesanbruch wollte ich mich heimlich fortmachen nach Corte, wo meine Sippschaft ansässig ist. Da — es mochte nah an Mitternacht sein, ließ Maria mich trotz der späten Stunde noch zu sich bescheiden. Einen Augenblick zögerte ich wie von einem guten Geist gewarnt; doch fehlte es mir an jedem genügenden Vorwand, mein Nichtkommen zu entschuldigen. So hieß es denn auch noch diese letzte Probe alles dessen, was der Corse nun einmal als unantastbar und unverbrüchlich heiliges Gesetz erkennt, über mich ergehen zu lassen.

Vergebens hatte ich mir durch mein Fernbleiben das Fortgehen erleichtern wollen!

„Kaum war ich bei ihr eingetreten, als Maria mir unter einer Fluth heftiger Worte mir meine verrätherische Absicht vorwarf, sie durch meine Flucht vollends ihrem Schicksal zu überlassen.

„Die Zeit drängt! Ich bitte Euch daher, erlaßt es mir, den Fortgang des Auftritts, der sich nun entspann, in all' seinen Einzelnheiten zu schildern — — genug, während ich noch durch die Angst, mit der Maria mich anflehte sie nicht zu verlassen, im Innersten betroffen an ihrem Lager kniete, sie durch das Versprechen zu beruhigen suchte, daß ich in ihrer Nähe bleiben, daß ich — was auch kommen möge — über ihr wachen und nicht zugeben würde, daß ihr auch nur ein Haar gekrümmt würde, stand Dimitar plötzlich zwischen uns.

„Ueber Maria's Lippen aber war während unserer Unterredung nicht ein Wort gegangen — diesen Umstand mögt Ihr wohl in Rechnung ziehen! — denn auf ihm beruht sowohl mein Recht, das Recht der Rache als Dimitar's Verschulden an mir und an Maria — nicht ein Wort, dessen sie sich vor Gott und ihrem Gewissen zu schämen hätte!

„Nur Eine Leidenschaft beherrschte sie offenbar in

diesem Augenblick. Die Leidenschaft der Angst, einer ungeheuern, maßlosen, tödtlichen Angst, die sich in jeder ihrer Mienen, ihrer Bewegungen kundgab.

„Um unsere vermeintliche Liebesintrigue an's Licht zu ziehen, war Dimitar nur zum Schein nach dem Castel Pandulfo aufgebrochen.

„Schnaubend vor Wuth, warf er sich jetzt nicht über mich, sondern über Maria, die mich in ihrer Hülflosigkeit nur um so fester umklammerte.

„Im Zorn über den Unsinnigen, der wie ein Thier über das wehrlose Geschöpf herfiel, griff ich nach der Flinte, die ich, wie jeder Corse, geladen bei mir trug und drückte sie auf ihn ab. Aber vor Wuth und Entrüstung über den Elenden, an allen Gliedern bebend, verfehlte ich mein Ziel. Die Kugel flog — zwar nur um Haaresbreite — an Dimitars Schläfe vorüber und blieb in der Wand hinter ihm stecken.

„Bei dem Lärm, der sich alsbald erhob, hatte ich eben noch Zeit, durch einen Sprung aus dem offenen Fenster die Flucht zu suchen.

„Mit jedem Weg und Steg der Umgegend vertraut, gelang es mir, die Berge zu erreichen, ehe mich die Sbirren ereilten.

„Von Dimitar eines Attentats auf seine häusliche

Ehre und zugleich auf sein Leben angeklagt, blieb ich von nun an „vogelfrei".

„Aber in Folge des Geheimbundes, der zwischen mir und meinesgleichen d. h. „dem Wild der Sbirren" besteht, und den heimlichen Verbündeten, an denen es uns nirgends mangelt, ist es mir trotzdem gelungen, mit Maria in Verbindung zu bleiben.

„So stehe ich auch heute, wie ich es Euch schon sagte, auf ihr Geheiß vor Euch!

„An Euch ist es jetzt, da Ihr Alles wißt, mir zu sagen, ob Ihr die Gnade und den Muth und die Seelengröße habt, meine Bitte zu erfüllen, ob Ihr bereit seid, mit mir zu gehen?

„Selbst wenn ich Euch Gehör geben wollte," antwortete ich, je mehr und mehr durch Curzio's kühne Art beherrscht und gefangen, „da es sich, wie Ihr sagt, um den letzten Wunsch einer Sterbenden handelt, selbst wenn ich Euch nachgäbe und mit Euch ginge, so dürfte ich's doch nimmermehr auf eine Begegnung mit Dimitar ankommen lassen, und wie wolltet Ihr eine solche vermeiden?"

„Glaubt Ihr, wir hätten uns das nicht selbst schon gesagt? Nie hätte Maria eine solche Zumuthung an Euch gestellt!

„Nachdem er Maria der Pflege zweier Ordens-

schwestern überlassen, die er zu diesem Zweck aus Paris kommen ließ, ist Dimitar und zwar diesmal nicht nur zum Schein in's Gebirge. Die Jagden aber, bei denen er niemals fehlt, nehmen daselbst erst in einigen Wochen ihren Anfang.

„Gesetzt, daß Ihr mir in allen meinen Anordnungen folgt, so habt Ihr eine Begegnung mit ihm dort nicht mehr zu fürchten als hier in Eurer Villa."

„Schwört mir Curzio, daß Ihr die Wahrheit spracht, daß ich mich in Allem, was Ihr sagtet, auf Eure Worte verlassen kann?"

„Ich schwöre es Euch," antwortete Curzio, „bei der Liebe zu meiner armen Herrin, bei ihrem Seelenheil, das mir eben so theuer ist als mein eigenes, bei Allem, was mir heilig ist, schwör ich es Euch."

Mittlerweile hatten wir den aus dem Park zu der Villa emporführenden Piniengang erreicht.

Durch die Baummassen schimmerten gleich hin und her gleitenden Irrlichtern die Fackeln und Laternen, mit denen das Hausgesinde, durch mein Ausbleiben geängstigt, den Park durchstreifte.

Wir durften, wenn wir uns nicht der Gefahr einer Begegnung aussetzten wollten, die für mich ebenso peinlich gewesen wäre als vielleicht verhängnißvoll für Curzio, keine Zeit verlieren.

„Ihr habt," flüsterte Curzio, während er mich noch einmal in den Schatten des Gestrüppes hinter uns zurückzog, „für Jetzt nichts Andres zu thun als meine Rathschläge zu befolgen. Binnen wenigen Minuten kehre ich zurück und zwar nicht allein, sondern mit einer Anverwandten, einer mir ergebenen Frau aus meiner Sippschaft, die ich mit mir geführt habe und auf die Ihr Euch in Allem verlassen könnt wie auf Euch selbst.

„Ich komme — merkt Euch genau jedes Wort, das ich Euch sage — als Abgesandter des Grafen, um Euch in seinem Auftrag und in Folge wichtiger Mittheilungen, die er Euch zu machen hat und die keinen Aufschub gestatten, nach Paris zu begleiten.

„Ich übergebe Euch ein angebliches Schreiben des Grafen, das von Euch anerkannt Eurer Dienerschaft jeden etwaigen Zweifel benehmen wird.

„Was Sofia betrifft," — da es jetzt der Wendung zufolge, die unser Gespräch genommen, keinen Zweck gehabt hätte, ihm noch länger Sofia's zufällige Abwesenheit zu verheimlichen, so unterbrach ich ihn, um ihn über dieselbe aufzuklären; trotz Curzio's anscheinender Sicherheit aber glaubte ich zu bemerken, daß diese Botschaft ihm eine sehr willkommene war.

„Um so besser," entgegnete er, indem er wie erleichtert aufseufzte, „so oder so hätten wir sie ja wohl zum

Schweigen gebracht. Ihr hättet ihr ein Märchen aufgebunden, oder sonst einen Ausweg gefunden, zumal Ihr ja nur zu wollen braucht, um Sofia in ihre einstige, sklavische Rolle, die ja ohnehin Nichts als ihre wahre Natur ist, zurückzuweisen. Ich für mein Theil, nun ich hätte mich verkappt, mich selbstverständlich so unkenntlich gemacht, daß auch ein schärferes Auge als das Eurer Aja Nichts geahnt haben sollte. Aber das Alles hätte neuen Aufschub gekostet. Um so besser daher, daß es so ist, wie Ihr sagt.

„Wenn Ihr Euch, während ich den Wagen hole, bereit macht, so sind wir vor etwaiger Verspätung sicher.

„Im Verlaufe weniger Stunden seid Ihr in Toulon, wo, wie ich Euch schon sagte, der Sampiero vor Anker liegt und binnen drei, spätestens vier Tagen geleitet meine Muhme Cäcilia Euch unbeschadet wieder hierher zurück.

„Was die etwaige Gefahr falscher Nachreden betrifft, so habt Ihr desgleichen um so weniger zu fürchten als der Graf, wie Ihr wissen werdet, Paris verlassen hat und sich in Begleitung Granvilles, seines Bevollmächtigten, in Zara befindet.

„Um aber zu vermeiden, daß man dort je Etwas erfahre, genügt es, daß Ihr bei Eurer Rückkehr so viel als erforderlich Sofia mittheilt, von der ihr bei ihrer Anhänglichkeit Nichts zu fürchten habt, denn ihre fa-

natische Liebe zu Euch ist doch noch größer als selbst ihr Haß gegen Dimitar und Maria.

„Im Uebrigen braucht Ihr nur die Dienerschaft zu wechseln, die Zofe vor Allem fortzuschicken und es kümmert sich Niemand mehr in Zukunft um diese dreitägige Abwesenheit und ihre Zwecke.

„Maria wird unserer Verabredung gemäß Sorge tragen, daß bei der Ankunft des Sampiero ein von ihr gesandter Bote aus dem Hôtel zu Eurem Dienst bereit sei, der Euch an Cäcilia's Statt — letztere mögt Ihr schon im Hafen verabschieden — weiter geleitet.

„Verlaßt Euch darauf, es giebt Nichts, was ich in Bezug auf Eure vollkommene Sicherheit nicht schon überlegt und erwogen hätte."

Mit einem Strahl, der gleichsam in meine geheimsten Gedanken einzudringen suchte, blieb Curzio's Blick bei den letzten Worten auf mich gerichtet.

Mein Schweigen selbst mochte ihm gesagt haben, daß die Gewalt, mit der er gewußt in mich einzudringen, ihre Wirkung nicht verfehlt, daß die Würfel bereits zu seinen Gunsten gefallen waren.

„Auf Eure Verantwortung," entgegnete ich, „wohl denn, ich gehe mit Euch.

„Habe ich eine Schuld an Maria begangen, so will

ich ihr, so weit es an mir liegt, die Sühne nicht vorenthalten."

„Dem Himmel sei Dank, so sind wir einig!"

Er schwieg einen Augenblick und fügte dann mit fieberhaft hastender Stimme hinzu: „Die eine der irrenden Laternen dort wird uns bald erreicht haben. Daher nur so viel noch: Ich selbst kann Euch nur, bis Ihr in der Obhut meiner Muhme seid, das Geleite geben. Euch bis an den Bord des Sampiero zur Seite bleiben, hieße so viel als mich den Sbirren in die Hände liefern. Aber Cäcilia wird Euch in Allem zu Diensten sein — und nun eilt, daß es nicht zu spät wird! In einer Viertelstunde kehre ich mit dem Wagen zurück. Wir schlagen zuerst die Route nach Paris ein bis R . . . Dort überlasse ich Euch der Obhut meiner Begleiterin. Doch kehre auch ich noch heute Nacht, auf anderem Wege, wieder in die Macchia zurück.

„Ist auch der Richtspruch über mich und mein Loos gefällt, so ist er's nicht über mich allein, sondern auch über einen Anderen, der seinem Schicksal ebenso wenig entgehen wird als ich.

Auf meine Frage: „Was er damit sagen wolle?" antwortete Curzio nur mit einer Miene stummer aber zugleich so starrer Entschlossenheit, daß ich mir sagte:

Jeder Einspruch, jeder Versuch, ihn umzustimmen, wäre umsonst.

Aus diesem Blick sprach die zähe Feindschaft eines Corsen, die nicht eher ruht als bis er sich so oder so genug gethan hat.

Während Curzio lautlos wie ein Schatten im Dunkel hinter mir verschwand, war die Dienerschaft, Louisette an ihrer Spitze, auch schon auf wenige Schritte herangekommen.

Nachdem ich durch mein Erscheinen die bereits wachgerufene Besorgniß über mein Ausbleiben beruhigt, eilte ich, in der Villa angelangt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um bereit zu sein wenn Curzio wiederkehrte.

Um alles Aufsehen zu vermeiden, hatte ich eben nur was ich an baarem Geld besaß und was ich an Schmuck und Juwelen aus Paris in die Einsamkeit von Latour mitgenommen, zu mir gesteckt als Curzio auch schon mit seinem Wagen vor der Terrasse hielt.

Bei der kühnen Art des Corsen ward sein Wiedererscheinen, die Rolle, die ihm bei demselben oblag, endlich unser Aufbruch mit so blitzartiger Raschheit in's Werk gesetzt, daß ich mich, eh ich Zeit gehabt hätte mich noch einmal zu besinnen, schon zwischen ihm und seiner Be-

gleiterin im Wagen und, wie es verabredet war, anscheinend auf der Route nach Paris befand.

Als wir in R . . einem am Wege liegenden Bauerndorf anlangten, unweit desselben die Straße sich nach zwei verschiedenen Richtungen theilt, von denen die eine nach Paris, die andre nach Marseille und Toulon zuläuft, stieg Curzio ab.

Indem er sich auf ein gezäumt und gesattelt vor der Dorfschenke haltendes Reitpferd warf, rief er noch einmal, die Hand durch's offne Wagenfenster schwenkend, „gehabt Euch wohl Signora! Du aber Cäcilia vergiß nicht, daß Du für Alles einzustehen hast" — jede Silbe scharf betonend, blickte Curzio bei den letzten Worten von mir auf meine Begleiterin:

„Für Alles, was sich auf der Reise zuträgt, daß Du mir dafür hafteſt, daß Madamigella sich über Nichts zu beklagen habe!"

Damit grüßte er uns noch einmal zu und verschwand, indem er dem Pferde, das sich unter ihm bäumte, die Sporen eindrückte, an der nächsten Biegung des Weges.

Bei dem Mondlicht, das hin und wieder in unseren rasch auf der Route nach Toulon fortrollenden Wagen fiel, sah ich, wie Cäcilia sich aus dem Fenster beugte, um unter dem Vorwand, dem Forteilenden noch einmal

nachzugrüßen, mir den Thränenstrom zu verbergen, der ihr über die Wangen rann.

Als ich sie endlich, da ihr Seufzen und Schluchzen gar kein Ende nahm, nach der Ursache dieser jähen Bekümmerniß frug, antwortete Cäcilia: „Habt Ihr es nicht gehört? Er geht zurück in die Macchia.

„Er ist mein Anverwandter, der Sohn meiner Schwester. Ich hatte gehofft, einmal aus der Schußweite der Sbirren-Gewehre entfernt, würde er seinen schrecklichen Eigensinn fahren lassen. Aber es ist Alles umsonst. Lieber ließe er sich bei lebendigem Leibe in Stücke reißen, als daß er von der Rache abstände, die er dem Elenden, dem Griechenhunde geschworen — und wird's mit ihm nicht anders gehen, als mit so Vielen seines Stammes. Denn so ist unser Sinn beschaffen! Was ein Corse sich zusagt, das hält er gewiß!

„Er wird's dem Griechen heimzahlen, der ihn fälschlich verleumdet und in die Noth gebracht hat, daß er nun wie ein wildes Thier in den Bergen umherirren muß, und wie er auf den Griechen, so werden die Sbirren Jagd auf ihn machen, bis er ihnen früher oder später in die Schlinge geht. Es ist eine alte Geschichte von dem „Wild der Sbirren"; jedes corsische Volkslied, jede corsische Familienchronik weiß von ihr

zu sagen — und die unsrige gehört gar zu den auserwählten! Ist Curzio doch der siebente unter unseren Vettern, die alle, einst unbescholtene Männer und ehrenhafte Bürger, in der „Macchia" starben oder in ihr sterben werden."

So ähnlich fuhr Cäcilia fort, von dem in ihrer Heimath üblichen Brauch, der durch Generationen sich forterbenden Rachepflicht zu erzählen bis sie endlich über ihrem Gerede und den Thränengüssen, die dasselbe begleiteten, einschlief.

Eben übergoß das erste Frühroth die Küste mit seinem Purpur-Schein als die Thürme von Toulon vor uns aufragten.

Es währte nicht lang und aus der Niederung drüben und den Ufernebeln stieg der Wald von Masten und Segeln auf, die den Hafenplatz bedeckten; vorn eine Reihe von Dampfern, darunter auch der Sampiero.

Bis jetzt hatte der Entschluß, den Curzio's Beredtsamkeit mir abgewonnen, mich beherrscht wie ein Machtspruch des Schicksals; selbst im Moment des Aufbruchs vermochten die verstörten und erschrockenen Gesichter des mich stumm umstehenden Hausgesindes Nichts über diese vermeintliche Sicherheit.

Als aber jetzt der Steuermann mit der Frage auf uns zutrat: „Ob wir mit zu den Passagieren zählten?"

als er auf unsere bejahende Antwort entgegnete: „Wenn wir in der Nachbarschaft wohnten, so wäre es rathsam umzukehren und in einem oder zwei Tagen wieder zu kommen. Ein eben noch glücklicherweise entdeckter Schaden am Unterboden des Schiffes würde in jedem Falle die Abreise um die genannte Frist verzögern" — da plötzlich wich das Fieber von mir, das seit einigen Stunden in mir tobte und unter dessen Impulsen ich Entschlüsse gefaßt und ausgeführt hatte, die mich vielleicht in mein Verderben führten.

Aber selbst wenn es so war — gab es jetzt für mich noch eine Wahl? Lag eine Aenderung der Dinge noch in meiner Macht?

Was vor wenigen Stunden mein Recht, ja ein Gebot der Besonnenheit war, hätte ich's jetzt nicht vor meinem eigenen Gewissen als Feigheit und Verrath bezeichnen müssen?

War es nicht so gut als hätte ich Eid gegen Eid getauscht?

Lag in diesem unvorhergesehenen Aufschub eine Warnung, so kam sie zu spät.

— — — — — — — — — — —

Ungenützt war die Zeit verstrichen, wo die Aenderung meines Entschlusses noch eine Möglichkeit blieb. Endlich,

es war am Morgen des dritten Tages, gab der Kapitän das Zeichen zum Aufbruch.

Aber noch einmal, so schien es, wollte das Schicksal mir die Wahl freistellen. Schon war das Schiff um einige hundert Schritt vom Ufer abgestoßen, als es auf ein Zeichen des Steuermanns noch einmal in dem schon begonnenen Laufe innehielt.

Von einem zweiten, soeben im Hafen landenden Fahrzeug löste sich eine Barke.

Unwillkürlich hatte ich mich der Stiege genähert, die zum Empfang der verspäteten Passagiere angelegt wurde.

„Noch ist es Zeit," schrie eine Stimme in meinem Innern, während das Fahrzeug drüben unter raschen Ruderschlägen näher kam. „Nur ein Sprung die Stufen hinab und das vielleicht tödtliche Netz, das mich umspinnt, ist zerschnitten!"

War es Erschöpfung der Sinne, die mir den Willen lähmte, oder der Widerspruch einer andern Stimme, die fortfuhr, mich an mein gegebenes Wort zu mahnen — waren es Cäcilia's angstvoll auf mich gerichtete Blicke, die mich hemmten? — „Vorsicht! die Leiter wird abgezogen," dröhnte neben mir die Stimme des Steuermanns — ein Pfiff und ächzend durchschnitt das Schiff von Neuem die aufschäumende Fluth.

„Hinter mir," sagte ich mir aufathmend, „lag die Qual des Zweifels. Was auch geschehen mochte, die Entscheidung war nun nicht mehr an mir."

Immer weiter und weiter rückte die Küste hinter uns. Noch schimmerten die Mauern von Toulon, die dahinter aufragenden Berge durch das Morgengrauen; dann verschwand auch der letzte, noch aus der Ferne sichtbare Punkt, der Hafen und nichts unterbrach mehr die grenzenlose Luft- und Wasseröde bis gegen Abend, in Sonnengluth getaucht, Ajaccio vor uns lag.

Unter der Menge, die den Hafen umlagerte, hatte ich von Weitem schon einen Burschen wahrgenommen, der die Aufschrift „Hôtel de France" an seiner matrosenartigen Kopfbedeckung trug und sich suchend unter den Passagieren umsah.

Während Cäcilia sich unserer Uebereinkunft gemäß entfernte, als hätte ich mit ihr Nichts zu schaffen gehabt, trat der Bediente aus dem Hôtel de France auch schon mit der Frage auf mich zu: „Ob ich die in dem letzteren erwartete Dame wäre?"

Auf meine bejahende Antwort bog mein Führer, nachdem er das wenige Gepäck, das ich mit mir führte auf sich geladen, in eine enge, winklige von hohen Mauern umgebene Gasse ein, die, wie er mich bedeutete, in das Innere der Stadt emporführte. Unwillkürlich drängte

sich mir, während ich jetzt auf dem dunkelnden Wege dem rasch Voranschreitenden folgte, von Neuem die Frage auf: „Wie, wenn Alles, was Curzio mich glauben gemacht, doch nur ein falsches Spiel war?“

„Verweilt die Dame, die Euch den Auftrag gab, mich abzuholen, allein oder in Begleitung ihres Gemahls in Ajaccio?“ frug ich, in der Beklommenheit, die sich mit jedem Schritte, der mich meinem Ziele näher führte, in mir steigerte, den rasch vor mir herschreitenden Burschen.

„Für jetzt,“ antwortete dieser, „ist, mein' ich, außer den Schwestern, die ihr Gemahl, der Signore, aus Paris kommen ließ, da sie von ärztlicher Pflege durchaus nichts mehr wissen wollte, Niemand bei ihr. Da es aber sichtlich mit ihr zu Ende geht und sie vielleicht nur wenige Tage noch zu leben hat, so ist von dem Hôtel bereits Nachricht in das Schloß Pandulfo abgegangen, so daß auch die Rückkehr des Signore nicht mehr lange anstehen dürfte.“

Sah ich mich durch diese Antwort einerseits dem letzten Zweifel an Curzio's Wahrhaftigkeit überhoben, so war sie doch nur zu sehr geeignet, andere nicht weniger peinliche Befürchtungen wachzurufen.

Wo war Curzio während der Zeit, die ich gegen

unsre Abmachung und gegen meinen Willen in Toulon versäumt hatte?

War er von meiner Verspätung unterrichtet?

Würde es Cäcilia gelingen, ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen und ihn von jenem Aufschub in Kenntniß zu setzen?

Würde es auch jetzt noch möglich sein, der Begegnung mit Dimitar auszuweichen? und was konnte ein Irrthum von Seiten Curzio's über den Zeitpunkt meiner Anwesenheit nicht Alles nach sich ziehen?

Endlich lichtete sich der steil von dem Molo zur Stadt emporführende Fußpfad. „La Piazza dei Diamanti" (der Diamanten-Platz) las ich auf einer der Mauern, die sich zu einem mächtigen freien Raum erweiterten.

Auf ein weitläufiges, palazzo-artiges Gebäude weisend, dessen stattliche Roccoco-Façade sich um Einiges über die umliegenden Häuser erhob, sagte mein Führer: „Das dort ist das Hôtel de France und der schwarzbärtige Herr im Portikus, der mit dem rothen Fez, ist der Padrone (Wirth), der uns erwartet."

Schon hatte letzterer uns wahrgenommen. Indem er eilig aus einer Männergruppe, die rauchend und schwatzend im Thorweg stand, hervortrat, befahl er dem

Burschen, das Gepäck in die für mich hergerichteten Zimmer zu tragen.

Als ich mich jetzt an den Wirth mit der Frage wandte: „Wie es mit der Kranken stände?“ erhielt ich denselben zuvor schon vernommenen Bescheid: „Oh! da ist wenig mehr zu hoffen; wenigstens scheint es so. Zumal in den letzten Tagen hat ihr Befinden sich zusehends verschlimmert.“

Mittlerweile hatten wir den Flur durchschritten, der den Portikus von dem Innenraum des Gebäudes trennte. Aus einem dunkelnden Gange uns gegenüber kam eine der Schwestern, denen, wie ich bereits vernommen, die Pflege der Kranken oblag, auf uns zu, um mich in Maria's Auftrag, wie sie mich bedeutete, weiter zu geleiten.

Schweigend schritt meine Führerin eine Zeitlang vor mir her. Endlich vor einem zweiten in eine offene Halle führenden Portikus blieb sie stehen und sagte, indem sie mich leise an sich heranwinkte: „Meine Weisung lautet darauf, Sie hier zu erwarten. Rechts dort gelangen Sie auf die Terrazza, wo Sie erwartet werden. Wenn Sie meiner bedürfen, so ziehen Sie nur die Glocke. Sie finden mich hier Ihres Rufes gewärtig.“

Noch wenige Schritte und ich stand meiner einstigen

Nebenbuhlerin und der Lösung des Räthsels, das mich hergeführt hatte, gegenüber.

In einer Hängematte, den Blick dem Meer zugewandt, lag Maria. Wie es schien, hatte sie Nichts von meinem Eintreten vernommen. Erst als ich auf sie zutrat und ihren Namen nannte, richtete sie sich auf.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest."

Indem sie mich mit ihrem heißglänzenden Blick wie träumend anstarrte und sich mit der abgezehrten Hand langsam über Stirn und Augen fuhr, wiederholte sie leise: „Ja, ich wußte es!" Dann fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „Wo ist Dimitar?"

Betroffen von dem Anblick der einst so blühenden Gestalt, die jetzt schattenhaft, ein Bild der Vernichtung, vor mir lag, blieb ich ihr die Antwort schuldig.

„Wo ist Dimitar?" frug Maria nochmals mit einem scheuen, lauernden Blick, als fürchtete sie, daß er in der Nähe sei und sie hören könnte!

„Ich weiß es nicht Maria; aber ich meine Dimitar befindet sich im Gebirge, auf dem Jagdschloß des Signor Pandulfo."

„Auf dem Jagdschloß des Signor Pandulfo — ja wohl — Du hast Recht — ich entsinne mich — er ist ja schon lange fort — ich bitte Dich, schließe die Thür — ich will mit Dir allein sein!"

Als ich, nachdem ihrem Wunsche Folge geleistet, wieder an Maria's Lager zurückkehrte, ließen ihre eingefallenen Züge, ihre gesenkten Lider mich glauben, sie schliefe. Plötzlich aber richtete sie sich mit einer heftigen Bewegung auf und ihr bleiches Antlitz bedeckte sich mit dunkler Röthe. Unter den immer noch halb geschlossenen Lidern schoß ein Blick hervor, in dem sich eine unsägliche Pein ausprägte.

Mit tonloser Stimme begann sie von Neuem: „Was ich Dir zu sagen habe, geht nur Dich und mich an. Hast Du die Thür geschlossen? Ist Niemand da? — so höre: seit dem Tage wo Dimitar durch Dich bewogen zu mir kam und sich mit mir verlobte, habe ich vergebens geworben um seine Liebe!"

Sie hielt von Neuem inne; offenbar war es nicht körperliche Anstrengung allein, gegen die sie in diesem Augenblick ankämpfte; um die dünnen farblosen Lippen fuhr ein scharfer, höhnischer Zug, während sie fortfuhr: „Ja — schon wenige Tage nach unsrer Vermählung waren seine Liebkosungen mir fast unerträglicher als seine Kälte — jene waren erlogen — diese aber" — Ohne ihren Satz zu vollenden, umklammerte Maria mich mit einer Heftigkeit, deren die abgezehrten Glieder längst nicht mehr fähig schienen.

„Wenn Du nach einem so grimmen Leben, so elend

durch Dich, nicht auch mein Seelenheil auf's Spiel setzen, wenn Du nicht willst, daß ich mit einem Fluch auf den Lippen sterbe, so versprich mir noch einmal, daß Du ihm niemals angehören wirst!"

Hatte ich, als Maria sich einst zu mir flüchtete, mir ihr Schicksal bekannte — und bei mir Rettung suchte, hatte ich ihr nicht damals schon dasselbe Versprechen gegeben? Was lag daran, daß ich es noch einmal wiederholte?

„Durch mich soll Dein Seelenheil nicht gefährdet werden. — Ich verspreche es Dir!"

Als mein Blick bei diesen Worten dem ihrigen begegnete, sah ich Maria's eben noch flammendes Auge starr und leblos auf mich gerichtet. Unwillkürlich frug ich mich, ob sie selbst noch wußte, was sie sprach? Ob sie meine Antwort auch vernommen hatte? Sie schien meinen Gedanken zu errathen.

„Ich weiß, was ich rede, Therese, ja, so war es! Ich so jung, so schön, so umworben, ging vergeblich betteln um ein Bruchtheil der Liebe, die in ihm nur für Dich Raum hatte!"

Erschöpft sank sie in ihr Polster zurück. Auf die bleichen Lippen traten jetzt die dunkeln Flecke. Während sie ihren Kopf mit einer letzten Anstrengung in meinen Schooß fallen ließ und ihre langen Locken mich wie

ein Knäuel glänzender Schlangen umringelten, quoll es, ein dunkler Strom, aus ihrem Munde. „Thereſe vergiß es nicht!“ das vorquellende Blut hinderte ſie weiter zu ſprechen.

„Dimitar“ — ihre Lippen bewegten ſich noch, aber ihr Hauch erſtarb in einem leiſen Seufzer. Wenige Augenblicke ſpäter und es war nur noch eine lebloſe ſtarre, von Blut übergoſſene Maſſe, die halb in den Polſtern, halb in meinen Armen lag.

Es war in der Frühe des folgenden Morgens. Auf die von dem Wirth erhaltene Botſchaft war Dimitar, wie es nicht anders zu erwarten ſtand, während der Nacht zurückgekehrt. Nach allem, was ich von Curzio erfahren, und was Maria ſelbſt mir beſtätigt, war es beſſer, ich begegnete ihm erſt am Bord des Schiffes wieder, wo ich ihn mit den nöthigen Vorkehrungen beſchäftigt wußte, um Maria's Leiche, ihrem Wunſche gemäß unter der Obhut der dieſelbe geleitenden Ordens-ſchweſtern, nach Paris zu ſchaffen.

Schon früh Morgens hatte ich nach einer langen, ſchlaflos durchwachten Nacht das Hôtel verlaſſen. Den Weg der Küſte entlang verfolgend, wandte ich mich der draußen am Süd-Geſtade gelegenen griechiſchen Kirche

zu, einem alten verwitterten Gemäuer, das von einer einst in Ajaccio ansässigen Griechen-Kolonie seinen Namen trägt.

Oefters hatte ich die Chiesa greca (griechische Kirche), während meiner Ueberfahrt am Bord des Schiffes, als eine der schönsten Veduten Ajaccio's rühmen gehört.

Unter Gedanken, wie sie die natürliche Folge der letzten Tage und Stunden waren — und der Ereignisse, die sich in dieselben zusammendrängten, verfolgte ich, ohne der üppigen Natur, die mich umgab zu achten, meinen Weg.

Als sich aber jetzt der Golf in seiner ganzen Pracht vor mir aufthat: hier die flimmernde Stadt, dort das tiefblaue Meer, rings in den Bergen die gleich ausgestreuten Edelsteinen aus dem Olivengrün auftauchenden Villen, der Ruf der Vögel, der Glanz der Wellen, der Strom von Duft, den ein leiser Wind aus den Gärten dahertrug, da plötzlich ging es nur um so mächtiger vor mir auf, das von Sonnenglanz getränkte, von Lebenslust gesättigte, wie von unendlicher Wonne durchzitterte Gemälde.

Zugleich erhob sich ein Heer widerstreitender Fragen in mir; Stimmen der Angst und der Pein aber auch des wiedererwachenden Lebens!

Diese schöne Welt, die so verklärt, so strahlend

vor mir lag, als wäre sie nur ein All umfassender Liebesgedanke, in dem sich die Güte des Schöpfers tausendfältig wie in einem Prisma spiegelt — war sie denn in Wahrheit nichts als ein spukhaftes Trugbild, eine lachende Sirene, die das Glück wohl verheißt, doch um es nicht zu gewähren und wohl Wünsche erregt, doch um sie nicht zu befriedigen?

Von dem weiten Gang ermüdet, ließ ich mich auf einer Steinbank, an der Kirchenmauer, nieder; aber bald gewährten die nur spärlich aufragenden Agavenbüsche nicht mehr Schutz genug gegen die immer höher steigende Sonne; wenn ich mich über die Heerstraße weg den Hügeln zuwandte, die sich jenseits derselben hinzogen, so fand ich unter den Oliven, die sie bedeckten, noch Schatten genug, um die Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes — es war, wenn ich zur Zeit an Bord sein sollte, nicht mehr lange — dort abzuwarten.

Indem ich mich von meinem Sitz erhob, wandte ich zufällig meinen Blick noch einmal nach der Stadt zurück, deren Gärten und Bosquets eben wieder einen Strom des berauschenden Orangenduftes herüber sandten, da — auf demselben Pfade, der Küste entlang schreitend — näherte sich eine Gestalt, in der ich von Weitem schon Dimitar erkannte.

Hin und wieder blieb er stehen, als suche er Etwas

und setzte dann raschen Schrittes seinen Weg fort. Er mochte so auf etwa eine halbe Miglie herangekommen sein, als durch die lautlose Stille an den Felsenschroffen der Küste tausendfach wiederhallend ein Schuß ertönte. Zugleich sah ich wie Dimitar nach ein paar taumelnden Schritten jählings zu Boden sank.

„Ein Gruß, den Curzio mir sendet," murmelte er als ich ihn, so rasch als die Wegstrecke, die sich noch zwischen uns ausdehnte, es zugab, erreichte. „Doch wird er sich auch diesmal, wenn ich mich nicht täusche, mit einem verfehlten Versuch begnügen müssen, der mir höchstens ein paar Tage Fieber, aber noch lange nicht das Leben kostet!"

Und meine Hand umklammernd, fügte er, mit bebender Stimme, hinzu: „Jetzt wirst Du nicht fortgehen — wenigstens heute noch nicht!" Nachdem er eine Zeitlang schweigend dagelegen, fuhr er halb zu mir gewandt, halb in sich hinein murmelnd, fort: „Die Zeit wird nicht ausbleiben, früher oder später wirst Du selbst daran glauben und es bekennen müssen: Wie es eine Kraft giebt, die das Böse will und das Gute schafft, so giebt es auch eine Kraft, die das Gute will und das Böse schafft! — Es ist der Wahn der Thoren, die sich anmaßen der ihr von aller Zeit

her gesetzten Grenzen der Natur zu spotten. Du hast von mir und von Dir zu viel verlangt!"

Schon bei den letzten Worten schien die Stimme ihm zu versagen.

„Es ist heiß," stammelte er: „ist kein Strauch, kein Baum in der Nähe?" Meine Frage: „Ob er sich stark genug fühle, um sich aufzurichten und mir bis zu der Kaktus-Hecke zu folgen, die wenige Schritte weiter einen, wenn auch nur leisen Schatten über den Wegrand warf, vernahm er anscheinend von Ohnmacht befallen schon nicht mehr.

Unterdessen näherte die Sonne sich ihrem Zenith, ihre senkrecht fallenden Strahlen brannten heiß auf uns nieder. Dimitar in seiner hülflosen Lage verlassen, und allein in die Stadt zurückkehren, um Beistand zu suchen, wagte ich nicht, so blieb mir nichts übrig als zu warten, bis Jemand des Weges daher kam. Endlich ließ sich von Ferne Schellengeklingel hören; nachdem dasselbe eine Zeitlang bald gänzlich zu verhallen schien, bald wieder heller ertönte, erschien die von Corte leer zurückkehrende Berline endlich an der nur noch wenige Schritt entfernten Biegung des Weges.

Auf meine Bitte: „Mir den Verwundeten bis in die Stadt zu befördern," nickte der Postillon, der als-

bald vor Dimitars wie leblos daliegendem Körper still hielt, bejahend mit dem Kopf.

Zugleich hörte ich ihn in der eigenen Mundart der Corsen, einem regellosen Gemisch von Italienisch und Französisch, zu einem auf dem Kutschbock neben ihm sitzenden Burschen sagen: „Ça sera quel Signore auquel il Curzio ho giurato sa vendetta!" (Es wird jener Herr sein, dem der Curzio seine Rache geschworen hat!)

Nach einer so rasch, als es bei dem Transport des Ohnmächtigen möglich war, zurückgelegten Fahrt im Hôtel angelangt, mußte Dimitar von der Dienerschaft in sein Zimmer getragen werden.

Noch am folgenden Tage traf der aus Bastia herbeigeholte Arzt ihn in demselbem Zustande besinnungsloser Entkräftung. Letzterer war, so hatte der Wirth mir berichtet, zwar Corse von Geburt, hatte aber den größten Theil seines Lebens in Paris zugebracht und galt für den einzigen aufgeklärten und zuverlässigen Arzt, den die Insel, zumal während der Sommermonate, oder der sogenannten Saison morte, aufzuweisen hatte. In der That war Professor Liana der erste Corse, dessen Erscheinung Nichts mit dem düstern und verwahrlosten Typus der übrigen Insassen des Hôtels und der Stadt gemein hatte. Nachdem er die Wunde besichtigt und

die in derselben steckengebliebenen Splitter entfernt hatte, erklärte er die Verletzung als ungefährlich. Um so mehr befremdete es mich daher, als er trotz der beschwerlichen, ohne Rast zurückgelegten Gebirgstour von Bastia bis Ajaccio dennoch die Nacht bei Dimitar durchwachte. Auch glaubte ich am folgenden Morgen eine Veränderung in den Mienen Liana's wahrzunehmen, die mich mit Sorge erfüllte und mich eine Verschlimmerung in Dimitars Zustand voraussetzen ließ. Auf die Fragen, die ich an ihn richtete, erhielt ich nur ausweichende Antwort. Endlich, beim abermaligen Herannahen der Nacht, wagte ich, in der Hoffnung auf diesem Wege eine Aufklärung zu erzielen, die Frage: „Ob er sich nicht einige Ruhe gönnen und die Wache bei dem Patienten mir überlassen wolle, da ja doch seiner eigenen Aeußerung gemäß der Zustand desselben Nichts mehr befürchten ließe?"

Statt der Antwort nahm Liana, der eben aus Dimitars Schlafzimmer trat, mich an der Hand und führte mich zurück zu der halb offenen Thür.

„Komm, komm näher!" tönte Dimitars Gemurmel bald lauter, bald leiser zu uns herüber, „Du allein bist Schuld an Allem! In jener Nacht, als Du den ungeheuren Frevel begingst, als ich Dich an mich preßte und Du mir statt Deiner holden Züge die

verhaßte Maske, den Kopf der Schlange zeigtest, da tobte es zum ersten Mal, wie jetzt, in meinen Adern!

Halb singend fuhr er fort:

Zum Flußrand will ich mich wenden,
Dort wo im blutigen Staube
Ihre Federn und Flügel ließ
Meine liebliche Taube.

Auf die Straße ist sie gewandelt;
Sorglos fiel sie Falken zum Raube.
Gemein ist der Tod — es ist wahr,
Doch dieser ist einzig, wie ich glaube!"

und wieder in seinen vorigen Flüsterton zurückfallend, stammelte er in gebrochenen, halb unterdrückten Lauten, deren mir dennoch keiner entging: „Eine Schlange warst Du, voll Gift und Lüsternheit und Tücke und hassenswürdig! — — — aber wie Du mich auch umwindest, stärker als die gleißenden Ringe, die Du mir um die Glieder schlingst, ist der Tod; — er zerrt sie auseinander, bis sie zerspringen!

„Zwei Tropfen aus einem Becher. — War es nicht ein wirksamer Trank? Hast Du nicht von ihm gekostet? — hat er Dir nicht gemundet? — Scheuch den Schatten weg, Thérese — so oft ich Dich umfasse, drängt er sich zwischen uns!" —

So ging es fort; erst nach geraumer Weile schien

der Paroxysmus wirrer Phantasieen, die Dimitars Geist beherrschten, sich allmälig auszutoben.

In immer längeren Pausen tönten die zerrissenen Laute herüber, endlich verstummten sie gänzlich.

„Wollen Sie mir," begann jetzt der Arzt von Neuem, indem er mich bat, ihm in das angrenzende Gemach zu folgen, „wollen Sie mir noch für einen Augenblick Gehör schenken? Ich habe nothwendig mit Ihnen zu reden;" und sorgfältig die Thür hinter uns schließend, fuhr er fort: „Zu meinem Bedauern bin ich in Folge eines dringenden Falles, der keinen Aufschub leidet, genöthigt, schon morgen früh meine Rückkehr nach Bastia anzutreten."

Während ich, wie Liana mir geboten, ihm zur Seite in der offenen Thür dastand, die in Dimitars Krankenstube führte, hatte mich keinen Augenblick das Gefühl verlassen, daß es jenem nicht nur um Dimitar zu thun war, sondern, daß er zugleich auch mich beobachten wollte und die Rückwirkung, die das Geständniß der in Dimitar wühlenden Leidenschaft in mir hervorbrachte — einer wilden, ungesättigten Leidenschaft, wie sie aus Dimitars Phantasieen, sie mochten noch so dunkel und verschwommen sein, dennoch unverkennbar hervorging.

In der Furcht, das Geheimniß meines Lebens dem

sondirenden Blick eines Fremden, eines vielleicht kalt konstatirenden Beobachters preiszugeben, hatte ich's über mich vermocht, Nichts von dem zermalmenden Eindruck zu verrathen, den Dimitars Klagen auf mich ausübten.

Aber bei dem Gedanken, daß ich ihn von nun an entweder seinem Schicksal überlassen, oder mit Dimitar allein bleiben sollte, schwand die bisher künstlich aufrecht erhaltene Ruhe.

„Wenn es so ist," entgegnete ich in dem Gefühl, daß ein Abgrund sich vor mir öffnete, aus dem ich keinen Ausweg sah, „so ist auch meines Bleibens nicht länger!"

„Sie hätten in der That die Absicht, ihn zu verlassen?"

„Ja — ihn zu verlassen! Es bleibt mir nichts Anders übrig!"

„So oft er aus dem Schlaf erwacht, so oft die Paroxysmen vorüber sind, die sich heute übrigens schon weniger häufig wiederholten, ist seine erste Frage nach Ihnen. Er ertrüge es nicht!"

„Nur der blinde Zufall fügte es, daß ich noch hier bin. Wie Sie sehen, liegt dort das Billet für den Sampiero, das schon für Marseille gelöst war!"

Achselzuckend erwiederte Liana: „Ihnen bleibt es

überlassen, sich nach freiem Erwägen zu entscheiden; ich meinerseits darf Ihnen meine Ueberzeugung nicht verhehlen: „Wenn Sie fortgingen — das hieße das Verhängniß heraufbeschwören, das abzulenken, dünkt mich, auch Ihre Pflicht wäre!“

Er schwieg einen Augenblick; dann fügte er, den Blick forschend auf mich gerichtet, hinzu: „Es handelt sich um eine Aufgabe, die mit der Behandlung des an für sich unbedeutenden Wundfiebers nichts zu thun hat.

„Der Zustand des Kranken ist besorglich, doch in anderm Sinne als Sie vielleicht muthmaßten.“

Nicht zum ersten Mal stieg bei den letzten Worten des Arztes ein Gedanke in mir auf, den jener auch alsbald bestätigte, indem er fortfuhr: „Zwar glaube ich Ihnen die Versicherung geben zu können, daß unser Patient in der Besserung begriffen ist — aber an Ihnen ist es, dieselbe zu unterstützen. Jede Aufregung, ja der mindeste Anlaß zu einer Steigerung der gereizten Stimmung würde seine Lebenskraft unterwühlen, in ihren Folgen unberechenbar sein. Die erste und dringendste Pflicht wäre es selbstverständlich, Ihnen gegenüber für den geeigneten Schutz und Beistand Sorge zu tragen. Auch habe ich zu diesem Zweck bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Doch

davon später. — — Zunächst habe ich einige Fragen an Sie zu richten, auf deren unumwundene Beantwortung Alles ankommt. Können Sie mir eine solche versprechen?"

„Ich glaube, daß ich sie Ihnen versprechen kann!"

„Wie ich vernahm, wurde am Morgen desselben Tages, an welchem das Attentat auf den Kranken stattfand, die Leiche seiner Gemahlin mit dem Sampiero nach Marseille geschafft?"

Ich bejahte.

„Und der metallene Sarg, der zu einem solchen Transport unerläßlich ist, war sogleich zur Stelle?"

„Er war zur Stelle, weil die Verstorbene, die mit Gewißheit ihren Tod erwartete, ihn sich längst hatte anfertigen lassen, um der Berücksichtigung ihres Wunsches, nicht hier sondern in Paris beerdigt zu werden — sicher zu sein, so wenigstens lautete die Aussage ihrer Pflegerinnen wie auch der Leute im Hôtel."

„Sie mögen vergeben," nahm Liana das eine Zeitlang stockende Gespräch wieder auf, „wenn ich in Angelegenheiten eindringe, die mich scheinbar nichts angehen — auf deren Kenntniß ich jedoch in meiner Eigenschaft als Arzt bestehen muß.

„Der Tod jener Dame ist nicht der einzige Anlaß

zu der Gemüthsstörung des Kranken. Da ich das Schicksalsgetriebe nicht kenne, das zu beherrschen vielleicht, vielleicht auch nicht in Ihrer Macht liegt, so kann ich mich nur an die Thatsachen halten, die im Bereich meiner Beobachtung liegen. Wenn Sie die Leidenschaft, deren Gegenstand Sie waren und noch sind, nicht erwiedern können oder wollen, so bleibt für Sie nur ein Weg übrig, um den Kranken nicht Ihrer Gegenwart zu berauben, was ebenso viel hieße als ihn rettungslos dem Irrsinn entgegentreiben.

„Täuscht mich meine Erfahrung nicht — und wie jeder Arzt darf ich mich einiger Welt- und Menschenkenntniß rühmen — so zählt unser Patient zu jenen gewaltsamen Naturen, deren Vorzüge selbst sich gegen sie kehren und zu ihrem und Anderer Verderben führen, wenn nicht im gegebenen Moment die geeignete Initiative ergriffen wurde, die sie verhinderte, in Willkür auszuarten.

„Durch die ihnen innewohnende elementare Macht, aus der zuletzt alles Große, im Guten wie im Bösen entsteht, üben derartige Charaktere — und es sind Typen, die unsere vulkanische Zeit nur zu häufig aufzuweisen hat! — selbst im Falle noch eine verhängnißvolle Anziehungskraft aus und ziehen, was in ihre Bahn geräth, mit sich fort.

„Einem solchen Ausgang der Dinge haben Sie vorzubeugen.

„Versuchen Sie es, diese verstörte aber nicht gewöhnliche Natur zu ihrem besseren Selbst zurückzuführen, sich in diesem Sinne der Macht zu bedienen, die Sie über ihn ausüben!

„Selbst in seinen Phantasieen — sie mögen noch so verworren sein — kennzeichnet sich der Mensch von Geist. Wenn einem solchen das Glück den Rücken kehrt, so läßt sich mit dem Leben doch immer noch etwas anfangen! Suchen Sie den Ehrgeiz in ihm zu wecken! Treiben Sie ihn an, dem Schwerpunkt der ziellos in ihm tobenden Kräfte nachzuspüren — ihn zu schöpferischer Thätigkeit anzureizen — sei es als Dichter, als Künstler, als Forscher gleichviel! Sie besitzen Feinheit und Scharfsinn genug dazu — versuchen Sie es! Endlich haben wir, wenigstens scheint es mir so, mit einer Natur zu rechnen, in welcher der gewaltig gährenden Leidenschaft ein angeborner Idealismus des Fühlens die Waage hält. — Halten Sie sich an diesen Idealismus, pflegen Sie, nähren Sie denselben — vielleicht gelingt es Ihnen ein günstiges Resultat zu erzielen. Gelingt es nicht, täusche ich mich in meinen Voraussetzungen, nun so liegt es ja in Ihrer Macht, Ihren

Entschluß zu ändern. — Ich bin am Ende meiner Weisheit und habe Ihnen weiter nichts zu sagen!"

Seinem Versprechen gemäß brach der Arzt, dessen Worte für den Augenblick wenigstens ihre beruhigende Wirkung nicht auf mich verfehlten — am folgenden Morgen nicht eher auf als bis der von ihm berufene Frate der Misericordia angelangt war, der sich von nun an mit mir in Dimitars Pflege theilen sollte.

Das nach Außen harte und rauhe Wesen Fra Antonio's, das ihm eher das Ansehen eines aus der Schule des „eisernen Clemens" *) hervorgegangenen Kriegsmannes als eines demüthigen Ordensbruders gab, erregte anfangs ein fast an Furcht grenzendes Gefühl in mir.

Allmälig aber überzeugte ich mich, daß mir in dem schweigsamen, bis zur Düsterheit abgeschlossenen, in sich gekehrten Manne nicht nur ein geschickter Pfleger, sondern zugleich ein väterlicher Freund und Berather zur Seite stand.

Auch auf Dimitar übte sein Wächter einen wohlthätigen Einfluß aus. Offenbar rief Frate Antonio's Erscheinung eine Erinnerung aus seiner Vergangenheit in ihm wach, die eine große Macht über ihn hatte. So oft noch seine Fieber-Paroxysmen über ihn kamen,

*) Clemens Paoli, berühmter corsischer General im 18. Jahrhundert, Bruder Pasquale Paoli's.

nannte er ihn „Papa Flesas“ und sprach zu ihm mit allen Anzeichen einer tiefen Bewegung; doch stets in einer fremden Sprache, über die mir Frate Antonio nicht mehr zu sagen wußte, als es dem Klang nach ein griechischer Dialekt war, doch verwildert und durchmengt mit fremden asiatischen Elementen.

Wie es sich bald erwies, hatte der Arzt mich nicht mit Unrecht auf die wahrscheinliche und nicht mehr ferne Reconvalescenz Dimitar's vertröstet. Schon binnen weniger Tage wurden die Fieberanfälle immer schwächer, und seltener und ehe noch eine Woche verstrich, war Dimitar dem Anschein nach so gut wie genesen.

Ohne daß es dazu eines Antriebes von Außen bedurfte, begann er wieder sich mit Lecture und Malerei, welche letztere einst zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählte, abzugeben. So verbrachte er oft halbe Tage über seiner Staffelei und seinen Büchern, deren er auch hier eine Menge mit sich führte.

Zugleich that sich in seinem Verhalten mir gegenüber von seiner zuvor, während der Krankheit so wild geäußerten Leidenschaft nicht das Mindeste kund; sie schien sich im Verlauf jener Krise bis zum Erlöschen ausgetobt zu haben.

So geschah es, daß ich ruhiger und sorgloser als ich es erwartet dem Wunsch des Arztes, den er mir in

jedem Briefe wiederholte, nachgab, und meinen Aufbruch bis zu dem für die nächste Zeit zugesagten Besuch Liana's hinausschob.

Auch im Uebrigen schien der anfangs so drohend geschürzte Knoten eine friedliche Lösung zu versprechen. Gleichzeitig mit dem letzten Brief des Arztes langte endlich auch die bisher vergeblich erwartete Nachricht von Sofia an.

Zwar ersah ich aus derselben, daß Sofia, als sie bei ihrer Rückkehr aus Marseille meine Abwesenheit erfuhr, vor Schreck erkrankt war. Aus den Schilderungen der Dienerschaft hatte Sofia in dem angeblich vom Grafen gesandten Boten Curzio wohl erkannt und eine von Dimitar gesponnene Intrigue gefürchtet, deren Opfer ich unterdessen vielleicht schon geworden wäre.

Indessen hatten die fortlaufenden Nachrichten, die ich ihr seitdem zukommen ließ, sie verhältnißmäßig über mein Schicksal, das sie sich in viel schwärzeren Farben ausgemalt, beruhigt.

Dennoch bat Sofia mich am Schluß ihres Briefes auf das inständigste, „wenn auch nicht an die gräfliche Familie, so doch an Granville Kunde von dem Geschehenen ergehen zu lassen.

„Ich erwarte Deine Befehle," lautete der Schluß des Schreibens, „denn wie Du weißt, würde ich denselben

und ob ich darüber stürbe — nicht entgegen handeln! Wie sollte ich das über mich vermögen! — Aber auf meinen Knien flehe ich Dich an, gestatte mir, daß ich für Deinen Schutz Sorge trage, indem ich mich Granville anvertraue. Er weilt zwar noch in Zara auf den Gütern des Grafen, den er wie Du weißt auf seiner Reise begleitete, aber er wird, wenn auch die Ordnung der Angelegenheiten, die er daselbst übernommen hat, ihn noch eine Zeitlang fern hält, doch Rath zu schaffen wissen, sei es auch nur auf brieflichem Wege.

„Ich, ein schwaches, vom Alter gebeugtes, gebrechliches Geschöpf, welchen Beistand vermag' ich Dir zu bieten? Zumal in meinem gegenwärtigen Zustande. Hindere mich nicht daran, mich Granville anzuvertrauen! — Versage mir meine Bitte nicht! Es wird nur unter der Bedingung geschehen, daß er mir sein Schweigen angelobt!" —

Es war etwa noch eine halbe Stunde bis zum Abgang des Schiffes nach Marseille.

Wenn auch nur für die nöthigsten Mittheilungen, so hatte ich doch eben noch Zeit zu einer Antwort.

„Ich erwarte täglich den Arzt," warf ich eilig auf einen Zettel, „auch hoffe ich, daß das Ergebniß meiner

Berathung mit demselben die Bewilligung zu meinem baldigen Aufbruch sein wird.

„Ueber meine Lage ängstige Dich nicht mehr. Ich habe nichts zu fürchten! Um so mehr beschwöre ich Dich, Niemandem ein Wort zu sagen. Hörst Du wohl? Niemand darf etwas erfahren von meiner Abwesenheit — auch Granville nicht! Gedulde Dich und sei unbesorgt — noch einige Tage und ich bin wieder bei Dir in Latour.

Therese."

Schon faltete ich den Brief zusammen um ihn selbst noch zur rechten Zeit auf das Schiff zu tragen und ihn der Sorgfalt des Kapitain, den ich von meiner Ueberfahrt her kannte, zu empfehlen. Da während ich eben im Begriff war, das Couvert mit Sofia's Adresse zu versehen, glaubte ich eine Bewegung zu spüren, etwas wie ein unterdrückter Seufzer oder Athemzug, der meinen Nacken streifte. Unwillkürlich wandte ich mich um und sah Dimitar, über meine Stuhllehne gebeugt, hinter mir stehen.

„Therese," sagte er, doch ohne daß sich in seinen Mienen die mindeste Aufregung verrieth, „Du weißt, es war längst schon mein Wunsch das Haus Bonaparte's, an der Piazza Letizia, in Augenschein zu nehmen. Ich kam Dich zu fragen, ob Du mich begleiten willst?"

Wohl drängte sich mir, als ich Dimitar so unerwartet hinter mir stehen sah, die Furcht auf, er hätte sich absichtlich so leise herangeschlichen, daß ich nichts davon vernahm und über meine Schulter weg in dem Brief gelesen; aber durch sein völlig arglosses Aussehen beruhigt, schob ich den Brief an Sofia unter die übrigen Papiere der vor mir liegenden Mappe, verschloß die letztere, und erklärte mich, um seine Neugier nicht zu reizen, bereit, seinem Wunsche Folge zu leisten. —

Durch eine Reihe abgelegener Gassen die, fast schien es so, seit Menschengedenken kein lebendiges Wesen mehr zwischen ihren Mauern gesehen, und deren eingesunkenes Pflaster das ringsum herrschende Gepräge der Oede und Weltverlassenheit noch erhöhte, langten wir an der Piazza Letizia an, als nach einem glühend heißen Tage eben die erste Abendbrise vom Meer herüberwehte.

Vor dem einsamen von Weinreben überwucherten Gebäude, das an der Front die Aufschrift „Casa Bonaparte" trug, lag schläfrig ausgestreckt ein zottiger Schäferhund, der sich langsam erhob und uns mit seinem heisern Gebell den Weg vertrat.

Erst nachdem Dimitar mit einem Hammer, der wie es schien zu diesem Zweck neben dem Thorweg

von der Mauer herabhing, ein paar Schläge gegen die verschlossene Thür geführt, ließ sich von Innen das Klappern eines Schlüsselbundes hören. Langsam bewegte sich eine der grauen Fensterjalousien. Ein greiser, mit der Dominikanerkutte bekleideter Mönch grüßte verwundert durch das offne Fenster.

„Es wäre seit Jahr und Tag Niemand dagewesen," entschuldigte er sich, indem er eilig wieder zurücktrat, um wenige Augenblicke später das Thor zu öffnen.

„Wahrlich eine Seltenheit! seit mehr denn einem Decennium die ersten Besucher, die sich dieser verschollenen Stätte erinnern!" sagte der Alte, indem er uns willkommen hieß. „Trotzdem aber", wandte er sich zu Dimitar, „finden Eure Signoria in dem heut so wüst und einsiedlerisch daliegenden Hause Alles unverändert, wie es lag und stand als der Imperator selbst es zum letzten Mal betrat und als ich, Fra Anselmo, noch unter seiner Fahne diente!"

Mit diesen Worten schritt unser Führer uns voraus durch die todtenstillen Räume, wo nur seine tiefe Stimme mit ihrem schallenden Echo von den Wänden wiedertönte, vor deren einfachen Dekorationen er hier und da stehen blieb. Hier ein Familienbildniß: Donna Letizia, ein üppig schönes Weib, umgeben von ihren Söhnen — unter ihnen der kaum zwei Jahre

zählende Napoleon; dort eine zerrissene Fahne, mit der Aufschrift: Austerlitz, 2. Dezember 1805; in dem angrenzenden Raum, der einstigen Schulstube der Söhne Letizia's, ein paar zerlesene Bücher auf einem wurmstichigen Regale; darunter ein „Cäsar", der auf seinem vergilbten Deckel ein N. trug und daneben, von ungeschickter Kinderhand, das Datum: Ajaccio, den 24. Dezember 1779.

Als wir nach geraumer Weile wieder in die Vorhalle zurückgelangten, blieb Fra Anselmo vor einer hölzernen in eine Wandnische eingefügten Truhe stehn: „Hier," sagte er, indem er ein unter Glas und Rahmen verwahrtes Schreiben aus derselben hervorholte und es Dimitar reichte, „hier, noch eine Reliquie, die Euch interessiren dürfte!"

„Von dem jungen Republikaner," lautete die Aufschrift des Schreibens, „an den großen Verbannten Pasquale Paoli, in Erinnerung der Schlacht von Ponte Nuovo: „der Thron der Freiheit in Blutwellen versinkend, das war das verhaßte Schauspiel, welches zuerst mein Auge erblickte! ꝛc."

„Seltsam — wer ahnt in dieser leidenschaftlichen Klage eines Jünglings, dessen ganze Begeisterung die Freiheits- und Vaterlandsliebe zu sein scheint, den

Despoten, unter dessen eisernen Tritten die Welt sich einst krümmen sollte!"

Als Dimitar bei diesen Worten die Tafel, nachdem er ihren Inhalt vor sich hingelesen, wieder an ihren Ort stellte, glitt es wie eine Flamme über die verwitterten Züge unseres Begleiters.

„Und welch' eine Fügung des Schicksals," entgegnete er, „daß in demselben Moment, wo das corsische Volk in der Schlacht von Ponte Nuovo für immer seine Freiheit begrub, ein corsisches Weib den Mann gebar, in welchem der Heldengeist seiner Vorfahren gleichsam noch einmal auferstand zu einem letzten, ungeheuren, weltbezwingenden Rache-Akt!"

„Jawohl!" fuhr der Frate fort, indem er den Thorweg hinter uns schloß, und uns noch ein Stück Weges begleitete, „was war in dem Leben dieses Menschen nicht unberechenbar und außerordentlich und seltsam von der Stunde seiner Geburt an, bis an sein Ende? War es nicht auch seltsam, daß Donna Letizia in der Kathedrale, in der sie heute begraben liegt, von den Kindeswehen überfallen, nicht mehr fähig, ihr Schlafgemach zu erreichen, in dem Vorsaal ihres Hauses, auf einem alten, mit Kampfscenen aus der Ilias durchwirkten Teppich ihren Sohn Napoleon gebar? Waren endlich die Worte, unter denen sein

Vater im Jahre 1785, als Napoleon kaum 16 Jahre zählte, zu Montpellier starb, nicht ebenso wunderbar und prophetisch: „Wo ist mein Sohn Napoleon? Warum kommt er nicht mit seinem großen Degen, seinem Vater zu helfen?“

„Ihr müßt nicht etwa denken,“ mit einem prüfenden Blick sah Fra Anselmo, während er so sprach, zu Dimitar auf, als wollte er sich überzeugen, ob jener seinen Worten auch Glauben schenkte, „daß diese Geschichte eine bloße Fabel sei, die der Custode in Erwartung einer ersprießlichen Belohnung seinen Gästen zur Unterhaltung auftischt! Donna Letizia und meine Mutter, müßt Ihr wissen, waren Milchschwestern. Wie die Mütter, so waren auch die Söhne, d. h. so waren ihr Sohn Napoleon und ich fast gleichen Alters.

„Wie oft haben wir in diesen Räumen, als wir noch Buben waren, uns in den Haaren gelegen, uns versöhnt und wieder geschlagen, je nachdem bald der Eine, bald der Andre den Sieg davon trug!

„Aber glaubt es mir, Signore,“ fuhr Fra Anselmo fort, der eine Zeitlang schweigend und in Gedanken verloren dastand: „Ihn begreifen, um die Thatsache ganz zu erfassen, daß ein solcher Mensch überhaupt in unserer Zeit noch möglich war, das können nur die Wenigen, die nicht nur ihn und seine Geschichte

kennen, sondern auch die lange Reihe von Heldengestalten, die von Sambucuccio*) und Sampiero**) bis zu dem eisernen Clemens und endlich zu ihm selbst emporführt.

„Es war mehr denn Einer unter ihnen, die ihm an Muth und Willensgröße Nichts nachgaben."

Wir waren mittlerweile an die Kirche der St. Annunziata zurückgelangt, deren Glocken eben das Ave Maria-Geläut anstimmten.

„Gerne," wandte Fra Anselmo, der bisher mehr zu Dimitar als zu mir gesprochen, sich an mich, indem er unter dem Portikus der Kirche stehen blieb, „gerne hätte ich Euch noch in der Nunziata und besonders in Madame Letizia's Grabkapelle zum Führer gedient, aber wie Ihr hört, läuten sie drüben schon das Ave Maria und ist's heute an mir, statt des Pfarrers, der am Fieber erkrankt ist, die Abendmesse zu halten."

„Laßt's gut sein, Signore!" und ohne das Goldstück anzunehmen, das Dimitar ihm in die Hand drückte, entfernte der Alte sich mit den Worten: „Kommt nur

---

*) Sambucuccio, eine hervorragende corsische Heldengestalt aus dem 11. Jahrhundert.

**) Sampiero, corsischer Patriot im 16. Jahrhundert.

recht bald wieder und bringt auch Eure schöne Signora mit, dann reden wir ein Weiteres über die große Zeit, die ja Unsereins auch noch mit erlebt hat!"

„Das lange Verweilen in den dumpfen Räumen hat Dich ermüdet, Du siehst so bleich," sagte Dimitar als wir wieder allein waren, „dort der Küste entlang können wir einen kürzeren Weg einschlagen; haben wir erst die Festungsmauer hinter uns, so gelangen wir zu einem Fußpfad, der binnen wenigen Minuten an die Piazza emporführt. Es geht zwar ein wenig steil hinan, aber mein Arm ist ja da, Dich zu stützen!

„Und nun gestehe," fuhr er fort, scheinbar noch ganz von dem Gedanken beherrscht, die der Besuch an der Geburtsstätte Bonapartes und das Gespräch mit Fra Anselmo in ihm angeregt hatten: „theilst Du noch immer eben so wenig wie einst in Paris, ich entsinne mich dessen noch wohl, wie Du siehst! meine Vorliebe für den einzigen unvergleichlichen Genius dieses Menschen?" und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ob er dem Himmel, oder der Hölle entstieg gleichviel, wie ein Halbgott wird er, so lange die Welt steht, Jedem vor Augen bleiben, der selbst mit ganzer Kraft und ganzem Wollen seinen Zwecken nachgeht!

„Wer hat das Losungswort zu jedwedem Gelingen

gleich ihm denen zugerufen, die sei's mit ihrer Zeit und den Geistern, die sie beherrschen, sei's mit ihrem eignen Menschenloos, im Kampfe liegen?

„Ja, so ist's! Ein Mensch ist dem Andern gleich; nur die That macht den Einen zum Herrn, den Andern zum Sklaven und der Wille, Gewalt zu üben, ist schon Gewalt!"

Während Dimitar fortfuhr, in dieser Weise in sich hineinzureden, hatten wir die Küste erreicht als die untergehende Sonne eben ihre letzten Reflexe über das bleifarbene Wasser streute. Immer mehr und mehr nahmen seine Mienen einen finster brütenden Ausdruck an. Plötzlich ließ er meinen Arm fahren und setzte sich, wie von Müdigkeit befallen, auf einen Baumstumpf am Ufer nieder und nochmals hörte ich ihn die Worte in sich hineinmurmeln: „Der Wille, Gewalt zu üben, ist schon Gewalt."

Ueber der Küste stieg der Mond empor und zeigte mir die Stadt in verschwommenen Nebelmassen.

„Bis zu der Piazza," sagte ich mir, „war es fast noch ein Miglie." Wenn jetzt eine Gefahr mir nahte, so hörte mich hier kein menschliches Ohr. Nur das Echo der Brandung und das Gekreisch der Strandläufer, die den verfallenen Genuesenthurm am Ufer

umflatterten, würde mir Antwort geben auf meinen Hülferuf.

Gott was war das! Nahm die Einsamkeit, das zunehmende Dunkel meine Sinne gefangen oder war es wirklich Dimitar, der plötzlich auf mich zutrat mit dem Blick eines Thieres, das den Durst, der ihm in den Gliedern wühlt, in dem Blut des Opfers, das es sich ausersehen, zu stillen trachtet.

„Weißt Du Thereſe, was der alte Cyrnäus*) von dem Volke ſagt, in deſſen Mitte ein ſeltſames Geſchick uns verſchlagen: „Es gleiche einer Hyder, ob man ihr alle Köpfe abhaut, ſo wachſen ſie ihr von Neuem!“ „Ebenſo wie mit jener Hyder iſt es mit dem Dämon, den Du mit Deiner Härte, Deiner Stumpfheit, Deinem unerbittlichen Widerſtand in mir nährſt anſtatt ihn zu dämpfen.

„Gieb einen Kampf auf, an dem wir Beide doch zuletzt zerſchellen. Mach ein Ende!

„Dieſe weißen Arme, dieſe roſigen Lippen, ſind ſie zum Darben, zum Entſagen ſo ſchön gebildet?

„Du trotzt mir?“

Jählings ſchlug die zuvor flehende Stimme in einen

*) Cyrnäus: corſiſcher Hiſtoriker aus dem XV. Jahrhundert.

drohenden Ton um: „Wohl, laß sehen, wer von uns Beiden mehr über den Andern vermag!“

Kaum vernahm ich noch die Worte: „Mach' es einem Schwachsinnigen weiß — —“

— — — — — — — — — — —

Unter der Berührung einer rauhen, schwieligen Hand, erwachte ich aus einem Zustand ohnmächtiger Erschöpfung. Vor mir stand Fra Antonio und rieb mir mit einer stärkenden Essenz die Schläfen, während eben die ersten goldgetränkten Strahlen des aufsteigenden Tages durch die halbgeschlossenen Jalousien in mein Schlafgemach drangen. Auf meine Frage, wie ich hierher käme, da ich doch eben noch draußen an der Küste war? antwortete Fra Antonio:

„Ihr waret draußen, aber nicht eben erst sondern vor mehreren Stunden. Der weite Gang hatte Euch ermüdet; von dem beschwerlichen Hinschreiten durch das Steingeröll über Eure Kräfte erschöpft, wurdet Ihr von einer Ohnmacht befallen. Glücklicherweise fügte der Zufall, daß ich von einer Dienstverrichtung beim Pfarrer in Poggio zurückkehrend den Weg der Küste entlang nahm.

„Ich hatte Euch schon von Weitem erblickt, hörte den Schrei, mit dem Ihr zusammenbracht und kam eben noch zur rechten Zeit, um dem Herrn beizustehen und Euch nach Hause zu schaffen.

„Ihr habt uns nicht wenig Sorge bereitet," bei diesen Worten beugte Fra Antonio sich von Neuem über mich herab, „aber nun, nicht wahr, ist es vorüber?"

„Jawohl," antwortete ich mechanisch, „es ist vorüber." In Wahrheit aber fühlte ich eine solche Schwäche in mir, daß es mir nur mit Mühe gelang, mich völlig auf mich selbst und meine Lage zu besinnen.

„Wenn es gewiß so ist," entgegnete Fra Antonio, indem er sich erhob, so gestattet, daß ich Euch einen Augenblick verlasse. Es ist Jemand aus Poggio da, den mir der Pfarrer sendet und mit dem ich nothwendig zu reden habe."

Von tödtlicher Müdigkeit beherrscht, hatte ich eben die Augen wieder geschlossen, als die Thür, die Fra Antonio beim Hinausschreiten leise hinter sich zuzog, von Neuem aufging.

Im Halbdunkel des Ganges draußen sah ich Dimitar geisterhaft, gleichsam nur sein eigner Schatten vor mir stehn.

So erschreckend war die Verwüstung, die sich im Verlauf weniger Stunden in seinem ganzen Aussehen vollzogen, daß mir bei seinem Anblick der Hülferuf erstarb, der mir schon auf der Zunge schwebte. Alles, was ich hervorzustammeln vermochte, waren die Worte: „Was willst Du noch von mir?"

„Was ich von Dir will? Mein Recht — und Gott sei mein Zeuge, Dein eigenes!“

„Ich habe kein Recht auf Dich, Du weißt es wohl, oder meinst Du, ich würde des an Maria's Sterbebette abgelegten Schwurs vergessen? Das wird nimmermehr geschehen!“

„Eine Fieberkranke war's, die ihn Dir abnahm — das Irrereden einer Sterbenden, die selbst nicht mehr wußte, was sie sprach. Ein solcher Schwur ist nichtig vor Gott und Menschen.“

Unfähig, den seltsamen Streit weiter zu führen, bedeutete ich Dimitar, er solle gehen, ich wäre der Ruhe bedürftig!

Sobald er sich entfernt hatte, sprang ich von meinem Lager auf. Mit meinem Widerstand, das fühlte ich, war es zu Ende. Die einzige Rettung, die mir übrig blieb, war die Flucht. Beim Hinausschreiten hatte Dimitar die Thür hinter sich offen gelassen.

Wenn ich behutsam zu Werke ging, so konnte ich, ohne daß er es gewahr wurde, den Flur erreichen.

Indem ich wenige Augenblicke später an den von Dimitar bewohnten Räumen vorüber eilte, hörte ich ihn drinnen auf- und abgehen. Erst im Schatten einer der Nischen, die sich längst des Corridors hinzogen,

hielt ich still und horchte. Das Geräusch dauerte fort. Er hatte Nichts vernommen.

Noch wenige Sekunden und ich war im Freien! Nur die letzte Thür im Flur, die in das Treppenhaus führte, blieb noch zu öffnen; mit wenigen hundert Schritten war von der Straße der Molo erreicht, wo das Schiff vor Anker lag.

Schon hatte ich die Thür erreicht, als durch den halbfinstern Gang Jemand schweren Schrittes hinter mir her kam. Ich kannte diesen schlürfenden Ton; er war mir aus Dimitars Krankenstube noch wohl im Gedächtniß. Vergebens suchte ich das Schloß zu öffnen; das Hausthor, sah ich jetzt erst, war noch verschlossen. Auch hatte Dimitar sich schon zwischen mich und den Ausgang geworfen.

„Ich werde Dir nichts anthun," brach er zuerst das peinliche Schweigen, in dem wir uns eine Zeitlang gegenübergestanden: „Nur Eines versprich mir — nicht heimlich fortzugehen! Vergieb mir den Schreck, den ich Dir verursacht habe! Ich redete im Fieber! Ich wußte nicht, was ich that!

„Wie auch jene finstern Mächte, über die ich Nichts vermag, ihr Spiel mit mir treiben," fuhr er fort, „so sollen sie Dir doch in Zukunft Nichts mehr anhaben.

Ich werde selbst dafür Sorge tragen. Auf meinen Knien gelob ich es Dir!"

Schweigend hatte ich ihm zugehört. „Um mir morgen zu sagen: Ein solcher Schwur ist sinnlos — geh und laß es genug sein!" entgegnete ich endlich.

„Sprich jenes harte Urtheil nicht wieder," leise schloß Dimitar mir mit der Hand die Lippen. „Sei nicht ungerecht gegen mich, besinne Dich und Du wirst einsehen, daß Du mir Unrecht thust!

„Hab ich etwa nicht um Dich gelitten? Habe ich mich etwa nicht bekämpft, bezwungen? Wir wollen als Freunde, als gute Kameraden zu einanderstehen — wenn Einer den Andern im Stiche läßt" — — ehe ich es hindern konnte, vergrub er schluchzend sein Antlitz in den Falten meines Gewandes.

Hinter uns ließ sich ein Geräusch vernehmen. „Wir sind nicht allein — Du giebst Dich und mich dem Gerede preis: steh auf Dimitar, ich beschwöre Dich!"

Mit scheuem Gruß schritt der Hôtel-Diener an uns vorüber.

„Dem Herrn ist nicht wohl," wandte ich mich an den Burschen, der uns lauernd nachsah, „die frische Luft wird ihm gut thun; seid doch so gut Giuseppe und öffnet uns die Thür."

Der Bursche gehorchte; knarrend öffneten sich die schweren Thorflügel.

Trieb meine Einbildungskraft ihr Spiel mit mir? Umgab mich ein märchenhafter Spuk?

Vor uns lag die Piazza in ein Licht- und Blumenmeer verwandelt. Vor einer Reihe mit Guirlanden und Kerzen geschmückter Altäre kniete eine dichte Menschenmenge. An einem über die andern erhöhten Altar wenige Schritte vor uns stand in prunkendem Fest-Ornat der Priester, rings um ihn Chorknaben, die ihre Weihrauchfässer schwangen und den Meßgesang anstimmten: „Ora pro nobis, o Virgo Maria!"

Eine heisere Stimme, deren kreischender Ton mir bekannt war, weckte mich aus der Betäubung, die sich bei dem Anblick des unerwarteten Schauspiels meiner bemächtigte; ich hatte sie die Zeit her zu oft vernommen, um mich nicht auf sie zu besinnen.

„Oggi alla feste della vergine ai fiori date un'elemosina al povero Giovachino" (heute am Blumenfest der Jungfrau gebt dem armen Giovachino ein Almosen). Nur allmälig ordneten meine Gedanken sich so weit, daß ich mir sagte, das, was mir wie ein mystischer Vorgang, wie ein Eingriff unsichtbarer Gewalten in mein Dasein erschien, nichts weiter war, als eine Laune des Zufalls! — —

Wie oft hatte ich einst meinen Vater sagen hören, „Es gäbe ein geheimnißvoll waltendes Naturgesetz, das in Momenten, die über unser Leben entscheiden, das Geschick, das wir in uns tragen, mit dem Zufall verbindet, oder mit dem, was wir Zufall nennen" — Unwillkürlich mußte ich jener Worte gedenken. Das Blumenfest war's, von dem ich ja kürzlich erst die Gäste an der table d'hôte reden gehört und das heute am Sonntag der „Santa Vergine ai fiori" (dem Blumenfest der heiligen Jungfrau) auf der Piazza begangen wurde, eines der unzähligen, beliebten Festgepränge des Volkes. Der Betteljunge, der es meinen und Dimitar's Gaben verdankte, daß er nicht mehr wie vor wenigen Wochen erst hohläugig und von Hunger verzehrt drein schaute — Giovachino war es gewohnt, so oft er mir begegnete, sein Almosen zu empfangen. Es mochte ihn befremden, daß er mich heute vergebens ansprach. „Siete bella Signora ma siete una strega senza cuore" (Ihr seid schön Signora, aber Ihr seid eine herzlose Hexe), rief der Bursche, indem er sein hageres Gesicht zu einem höhnischen Lachen verzog und mit einem schrillen Pfiff in der Menge verschwand.

„Ora pro nobis," tönte es nochmals, immer schwächer und schwächer, hinter uns. — —

„Wir kommen vom Altar — unserm Trau-Altar,

Thereſe, ſiehſt Du es jetzt, das Schickſal ſelbſt will es nicht anders!"

Mit dieſen Worten wandte Dimitar ſich, indem er mich mit ſich fortzog, dem Flure zu.

„Haſt Du erſt aufgehört zu ſein, was der Burſche Dich nannte, ſo wirſt Du auch bald erfahren, wie viel ſchöner es iſt, ein liebendes Weib zu ſein, als die Tugendnärrin zu ſpielen, die ihr erkünſteltes Heldenthum endlich doch nur mit ihrem Lebensrecht bezahlt."

Durch die Thür, die Dimitar hinter uns in's Schloß warf, drang noch einmal in leiſen Tönen das von unſchuldigen Kinderlippen zum Himmel getragene Gebet. Aber ſelbſt das Bewußtſein, daß es zwiſchen mir und jenen ſanften Lauten keine Brücke mehr gab, daß ſie ungehört verhallen mußten, wenn ſie je zum Himmel aufſteigen um Sühne zu erflehen für mich und meine Schuld, gab mir nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen. Alles erſtarb unter dem Bewußtſein, daß ich von dieſer Stunde meinem Schickſal verfallen war.

„In der Bavella."

Seit dem Festtage der Vergine ai fiori waren etwa vier Wochen verstrichen. Nach rastlosen, bis zur Tollkühnheit beschwerlichen Streifzügen durch das Innere der Insel — eigenwillig hatte Dimitar, meinen Bitten zum Trotz, auf denselben bestanden — langten wir in der Pinien-Waldung, der Bavella, an, wo die Urwelt der korsischen Wildniß ihren Anfang nimmt.

Es war eine heiße, sternhelle Nacht.

Wie im Schlaf bebten die schwarzen Riesenbäume und wiegten, von einem schwülen Luftzug bewegt, die ungeheuren Kronen auf und nieder. Dazu sandte die Brandung aus der Tiefe den vom Wind bewegten Schall zu dem Felsen empor, so daß das Wallen des Windes und das Rauschen der Bäume in einem gemeinsamen monotonen Rhythmus auszuhallen schien.

Als unser Gespann vor der niedern Thür des Forsthauses hielt, dem einzigen Asyl für die spärlichen

Reisenden, die sich bis in diese wüsten Steinregionen hinaus wagen, nahm ich mit Befremden die Gleichgültigkeit wahr, mit der Dimitar an dem mächtigen Schauspiel vorüberging, das sich rings um uns ausbreitete.

Auf meine Frage, ob er nicht noch ein wenig mit mir draußen verweilen wollte, schüttelte Dimitar den Kopf und entfernte sich schweigend.

Gleich dem Sträfling, den man an seinen Schuld-Genossen kettet und den man nicht zu fragen pflegt, ob es ihm behagt oder nicht, eine Art Doppelgänger, an den Andern geschmiedet einherzugehen, so blieb ich in letzter Zeit, ob Dimitar wachte, ob er schlief, wie sein Schatten ihm zur Seite — ihn nie, auch nicht für die Dauer eines Athemzugs aus dem Auge zu verlieren.

Die Ursache zu diesem Verhalten war eine Ahnung, die sich, wie sehr ich sie auch zu bekämpfen suchte, immer mehr und mehr in mir befestigte.

Seit dem ersten Aufblitzen jener Ahnung geschah es heute zum ersten Mal, daß ich meiner Gewohnheit entgegen handelte. Meine Kräfte, das fühlte ich, verließen mich, wenn ich nicht, sei's auch nur für einen Augenblick, die Fesseln von mir warf, die mich umschlangen.

Wenn Dimitar glaubte mich darüber zu täuschen, daß er unter dem Vorwand, der Malaria-Gefahr an der Küste zu entgehen, aus diesem Grunde die kühleren Gebirgsstriche aufzusuchen nur den Plan verfolgte, durch übermäßige Anstrengung jede Spannkraft in mir zu erschöpfen, daß ich weder Zeit noch Besinnung behielt, mir über das Geschehene, so wie über Alles, was meiner etwa noch in Zukunft harrte, Rechenschaft zu geben — so irrte er sich.

Ich war hierüber ebenso wenig im Zweifel, als über die Wandlung, die sich anfangs unmerklich, bald aber mit jedem Tage fühlbarer in unserem Verhältniß vollzog.

Hatte Dimitar sich sonst willenlos jedem meiner Wünsche gefügt, jede von mir getroffene Anordnung gut geheißen, so verwandelte er sich jetzt immer mehr und mehr in einen bis zur Brutalität herrischen Despoten. Ja, allem Anschein nach, weidete er sich daran mich fühlen zu lassen: „Endlich sei der Moment gekommen, auf den er lange genug gewartet, sich mir als Herr und Meister zu zeigen. Je weniger ich seinen Launen und seiner Willkür eine Schranke setzte, je weniger er sich in Folge dessen einen Zwang auferlegte, je mehr täuschte er sich!

Nicht absichtslos ließ ich ihn gewähren ohne mich

aufzulehnen, ohne mich auch nur zu wehren, selbst wenn er, wie es schon mehr als einmal geschehen war, in plötzlich aufwallendem Zorn über irgend einen geringfügigen Gegenstand die Hand gegen mich erhob.

Auf diesem Wege hoffte ich Einen Zweck zu erreichen, der in mir alles Uebrige in den Hintergrund drängte!

Ueber so manche, von mir nicht geahnte Abgründe seiner Natur hatte Dimitar mich bisher noch getäuscht. Diese Abgründe zu sondiren, in Alles einzudringen, was mir auch jetzt noch dunkel war, hatte ich mir zur Aufgabe gestellt.

Wenn es auf die Gefahr hin geschah, mein Leben dran zu setzen, so wußte ich, daß ich mit mir einig war, den Preis zu zahlen.

So manches Mal während seiner Krankheit hatte Dimitar Worte ausgestoßen, die der Vermuthung Raum geben konnten, als wäre er noch in anderm Sinne, als nur durch die Erkaltung seiner Leidenschaft, nicht schuldlos gewesen an Maria's Siechthum, ihrem räthselhaften, allmäligen Hinwelken. Unwillkürlich kehrten meine Gedanken, wenn er in Ausbrüchen der Rohheit auch mir gegenüber jedem Maaß und jeder Rücksicht Hohn bot, zu jenen ihm unbewußt entschlüpften Aeußerungen zurück.

Immer mehr und mehr gewann in mir die Voraussetzung Raum, daß alle die Symptome eines geistigen Zerstörungsprozesses: sein unstätes Wesen, seine aufgeregte Phantasie, seine krankhafte Reizbarkeit, ihren Grund nicht nur in schwerem Blut und überspannten Nerven hatten, sondern daß ihre wahre Ursache ein bis zum Wahnsinn gequältes Gewissen war, auf dem der Fluch eines verbrecherischen Bewußtseins lastete.

Durch ein seltsames Geräusch, das bald wie ein Zischen und Pfeifen, bald wie ein leises Röcheln zu mir herübertönte, aus meinen Gedanken aufgeschreckt, folgte ich Dimitar in die nothdürftig für unser Verweilen hergerichteten Räume des Forsthauses.

Als ich eintrat, sah ich ihn mit offnen Augen und verstörtem Gesicht auf dem Bettrand sitzen.

„Du hast Recht," sagte er, indem er mit einer heftigen Bewegung aufsprang, „die Luft hier innen ist erstickend! so oft ich einzuschlafen versuchte, habe ich die Empfindung als fiele die rußige Zimmerdecke mir auf die Brust herab. Sie schneidet mir den Athem ab. Ich will zusehen, ob mir draußen wohler wird! Kommst Du mit mir, oder bleibst Du lieber da? — Thue wie Du willst! armes Kind, Du siehst bleich und erschöpft aus und bist der Ruhe bedürftig! — Hab noch Geduld

mit mir — es währt nicht mehr lange: Ein, zwei, drei Tage — zwei, drei, vier Nächte — dann ist Alles vorüber!"

„Was ist vorüber?"

Der mir wohlbekannte flackernde Glanz, den ich in seinem Auge aufleuchten sah, weckte in mir eine entsetzliche Befürchtung.

Um mir über dieselbe klar zu werden, trat ich dicht an ihn heran.

„Wenn ein großes Rad den Hügel hinabläuft, so halte Dich nicht dran fest, damit Du nicht den Hals brichst, wenn Du nachfolgen mußt!"

Wie auf eine prophetische Eingebung, die ihm sein eignes Schicksal vorhielt, murmelte er jene Worte in sich hinein.

Endlich schien es, als besänne er sich wieder auf die Wirklichkeit.

„Ich bildete mir ein, Dich zu besitzen," hub er von Neuem an, „Dich überwunden zu haben, aber es war eine Lüge!

„Dahin die Seifenblase von Liebe und Genuß! Dahin die improvisirte Idylle! Aber ist es nicht schon Glück genug für einen Paria am Leben, der von diesem nichts mehr zu erwarten und zu fordern hatte — sie auch nur geträumt zu haben?" —

Wieder schlug die jähe Flamme in seinem Blick

auf, „heute aber bist Du noch mein; bis zu Tagesanbruch, hörst Du, bleibt mein Quälgeist aus!“ —

Ich hatte mich, das sah ich wohl, in meiner Befürchtung nicht getäuscht. Blieb mir nach diesen verworrenen Reden noch eine Frage übrig, so machte die Verstörtheit in Dimitar's Aussehen, die scharfe Falte, die sich ihm um Mund und Nase zeichnete, die Angst, die sich in den blutunterlaufenen, wie von innerer Pein aus ihren Höhlen getriebenen Augen malte, dem letzten Zweifel ein Ende.

Von Neuem setzte er sich nieder, die Arme über die Brust gekreuzt, wie zu einem letzten Anlauf sich selbst zu meistern. Aber es währte nicht lange; wie von einem elektrischen Schlage aufgeschnellt, fuhr er wieder empor. Ueber die zuckenden Lippen glitt ein leiser, zischender Ton; um das flammende Gesicht fuhr etwas wie ein schleierartiger Gischt — es waren Schaummassen, die ihm aus dem Mund quollen. Um die eingesunkenen Schläfe, um die schlaff herabhängenden Mundwinkel malte sich ein Zug todtähnlicher Erschlaffung.

Ehe ich Zeit hatte mich zu besinnen, wo in dem öden Forsthaus Hülfe schaffen? stand Dimitar mit einer jähen Bewegung vor mir.

„Du hier!“ stieß er mit vor Wuth heiserer Stimme heraus, „daran erkenn ich Dich!“

Das Entsetzen, das sich in seinen Mienen aussprach, ließ mich leicht errathen, daß es der Schatten Maria's war, den sein fiebernder Blick ihm vorspiegelte.

„Mir nach Nattern-Art bis hierher nachzukriechen, mir die einzige glückliche Stunde, nach der ich wie lang gelechzt habe, zu vergiften! Und doch!“ Die Faust gegen die Stirn gedrückt als suchte er gewaltsam sich auf Etwas zu besinnen, das ihm in verschwommenen Umrissen vorschwebte, fuhr er fort: „und doch liegst Du, sollte ich meinen, wohlgeborgen in dem Père la Chaise zu Paris. Nun denn — wenn frühere Mittel nicht ausreichten, so werde ich neue zu erfinden wissen!“

Mit diesen Worten hatte Dimitar sich über mich hergeworfen und mich zu Boden gerissen.

Eine Zeitlang gelang es mir, ihm Widerstand zu leisten.

Endlich schleuderte der Kampf uns gegen die halb offene Thür, deren lose gefugte Flügel unter dem heftigen Stoß weit auseinander schlugen.

Da, bei dem Mondlicht, das sich jählings durch den dunklen Raum ergoß, sah ich Dimitar's wuthverzerrtes Antlitz dicht vor mir; wie Feuer liefen seine Athem-

züge mir über Stirn und Wangen, während er seine Arme um mich schlang, als wollte er mich erwürgen.

Noch ein Druck der fest um meinen Hals gepreßten Fäuste und unser Kampf hatte ein Ende und mit ihm die Lösung der Aufgabe, die ich mir gestellt.

Wozu denn wehrte ich mich mit dem Wurm, den ich im Herzen trug, der — wußte ich es nicht — nie ablassen würde es zu zernagen?

War es nicht erbarmender gegen mich selbst gehandelt, ich ließ ihn gewähren?

Unter diesem Gedanken, der inmitten unseren tödtlichen Ringens in mir aufstieg, ließ ich die Arme sinken und gab den Widerstand auf. Aber statt, wie ich es erwartet, dem Spiel ein Ende zu machen, lösten sich in dem nämlichen Augenblick Dimitar's eben noch wie eine Schraube um meinen Nacken geschlossenen Hände.

„Du bist es — Du Therese?"

Indem er diese Worte mit zitternder Stimme herausstieß, richtete er sich unter dem Anschein wiederkehrenden Bewußtseins auf und wischte sich keuchend den Schweiß von der Stirn.

Das krampfhafte Schluchzen, in das er plötzlich ausbrach, verrieth es nur zu deutlich: Er war sich des Abgrunds bewußt, der sich vor ihm öffnete; er fühlte, daß es das letzte Aufzucken des Bewußtseins war, über

das er vielleicht auf wenige Augenblicke noch die Herrschaft behauptete.

Mit einer Hast, die irgend eine mir räthselhafte Absicht verrieth, begann er einen seidenen Gurt, den er seit einiger Zeit um die Hüften trug, aufzunesteln.

„Ich habe noch eine Rechnung mit Dir abzuschließen! Ich habe Dir noch den Beweis zu liefern, daß es keine Lüge war, als ich Dir versprach, selbst Maßregeln zu treffen, um Dich vor mir zu schützen!

„Ich beschwöre Dich — wenn ich's nicht an dem Hämmern der Schläfe, an dem Brennen und Zittern der Eingeweide spürte, so säh' ich's an dem Schaum, der mir an den Kleidern klebt, daß hier keine Zeit zu verlieren ist. Nimm den Gurt und binde mir mit ihm die Hände!"

Während ich schweigend dastand, unfähig der entsetzlichen Zumuthung Folge zu leisten, brach Dimitar wie von Angst überwältigt in die Knie. „Erfüllst Du meine Bitte nicht, so steh' ich für Nichts mehr ein. Siehst Du es nicht?" fuhr er fort als fürchtete er vielleicht im nächsten Augenblick schon die eigne Kraft zu fühlen, sie gegen mich oder sich zu wenden.

„Die Sekunden, in denen ich noch fähig sein werde, mich zu beherrschen, sind gezählt. Noch ein Augenblick feigen Zauderns und es wird zu spät sein.

„Wenn Du mich gebunden hast, so wecke die Leute im Hause und schicke einen Boten um Fra Antonio nach Ajaccio. Befiehl ihm das Couvert zu öffnen, das ich bei ihm zurückließ. Es enthält Maßregeln, die er zu befolgen hat. Ein zweites, dem ersteren beigefügtes Schreiben, soll er Dir übergeben. Auf einen Wink von Dir wird er hier sein. Ich habe sein Wort darauf.

„Von Dir verlang ich Nichts mehr, als daß Du mich ihm ablieferst, mir, wenn Du erst Alles erfahren, verzeihst, Dich einem bessern Stern zuwendest und vergißt, was hinter Dir liegt.

„So," fuhr er fort, nachdem ich mechanisch, selbst kaum noch wissend, was ich that, seinem Befehl gefolgt war, und er nun, die Arme fest über einander gebunden, vor mir stand, einem Verbrecher gleich, den das Gefängniß oder die Richtstatt erwartet: „so hast Du Nichts mehr von mir zu fürchten, weder meinen Haß, noch meine Liebe, die Du nur halb erwidert hast.

„Das war's, daß Du es wissen magst, was mich Dir entfremdete!

„Hättest Du mir nur einmal das Gefühl eingeflößt, daß ich Dich ganz besaß, wie ich Dich besitzen wollte, daß Du mit Leib und Seele mein warst, so hättest Du einen neuen Menschen aus mir gemacht.

„Ich kann Deinen Anblick nicht ertragen, geh! —

Doch nein!" widerrief er sich mit neu aufsteigender Heftigkeit: „Einmal noch laß mich Dein Antlitz sehen," und weich wie die Stimme eines Kindes tönten die eben noch so harten, zerbrochenen Laute: „Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, wenn meine Lippen es nur einmal berührten, so müßte ich von allem Leid genesen. Es war der Lethe-Trank, der mich von jeder Qual befreien sollte.

„Aber Dein Kuß war ein Vampyr-Kuß. Er bot mir nicht die weichen Lippen eines Weibes, sondern den kalten Mund eines Schattens, der selbst kein Leben mehr in sich trug."

Leise bewegte Dimitar die Arme, als ob er sie gegen mich erheben wollte.

„Und nun geh' und weck' die Leute im Hause auf," hallten seine letzten Worte mir noch im Flur nach, während ich mich der Stiege zuwandte, um Hülfe zu suchen, — so weit hier noch von Hülfe die Rede war.

Seiner eigenen Verfügung gemäß wurde Dimitar schon im Laufe des folgenden Tages, und zwar in Fra Antonio's Begleitung, nach Bastia befördert, um fortan daselbst in Liana's Obhut zu bleiben.

Nachdem ich mich in der Einsamkeit des Forst-

hauses, wo ich zurückblieb, soweit gesammelt, um mir über die Katastrophe der letzten Tage Rechenschaft zu geben, folgte ich ihm nach.

In einem von Liana und seiner Gattin bewohnten Palazzo, unweit einer schon früher von Dimitar angekauften Villa, hatte Liana mir einen leer stehenden Flügel überlassen. Dort gelobte ich mir, mein Leben hinzubringen, das ich für unlöslich an Dimitar und an sein Loos gebunden hielt. Trotz des mir bei seiner Ankunft von Fra Antonio übergebenen Briefes, den Dimitar ihm in Ajaccio hinterlassen, stand immer noch eine dunkle Frage zwischen mir und ihm.

So lange diese ungelöst blieb, gab es auch für mich keine Befreiung von dem Gelübde, das ich mir auferlegt. Nicht umsonst hatte Dimitar auf den Inhalt jenes Schreibens, das den Titel „Rückblick" trug, als auf das Bekenntniß, das er mir schuldete, hingewiesen. Aber es enthielt als solches eine Lücke, über die ich nicht hinweg sehen konnte, obgleich es mir einen Theil seiner Vergangenheit rückhaltslos aufdeckte, obgleich Dimitar hier mit eigener Hand von so manchen Tiefen und Abgründen, die ich bisher nur geahnt, die letzte Hülle wegzog.

Rückblick.

„Giebt es eine Sünde," so begann das Bekenntniß Dimitars über seine Vergangenheit — der wechselnden Schrift nach war dasselbe allmälig und in einzelnen, häufig unterbrochenen Absätzen entstanden — „giebt es eine Sünde, die ich nicht begangen? giebt es ein Laster, in das ich mich nicht gestürzt habe? und doch, war einst mein Leben nicht an Gluth und Reinheit der Sonne gleich!

Siehst Du die Strahlen, wie sie an der Küste dort verschwinden? Aengstlich irren sie den Himmel entlang, als suchten sie an der heimischen Stätte Rettung vor der Finsterniß, die sie zu verschlingen droht.

Es ist umsonst — noch wenige Augenblicke und die Nacht hat sie verschlungen.

— — — — — — — — — — — —

Es war zur Zeit des Aufschwungs, der wie ein Sturmwind durch alle Länder brauste.

Der Traum der Freiheit zwar, den die Menschheit an allen Enden und Orten träumte, ist unter Strömen

von Blut, die er ihr gekostet, zu Nichte geworden. Jene weltbewegenden Kräfte, wie unwiderstehlich sie in ihrem ersten Anlauf Alles mit sich fortrissen, sind im Sande verlaufen.

Wer aber zählt die Namen der Trefflichen, die schon das Ziel erfaßten, das ihnen auf's Neue entrissen, nachkommenden, glücklicheren Geschlechtern dennoch zufallen wird.

Diesen bleibt es vorbehalten, die einmal ausgesäte Saat zu ernten, wenn es Zeit ist!

Und sich sagen zu müssen: sie zählten Dich zu ihresgleichen! Du selbst glaubtest Dich den Besten unter ihnen ebenbürtig; aber die Stunde der Versuchung kam und Du gingst von hinnen, ein Elender, ein zweiter Judas Ischariot, der seinen Heiland verräth.

Der erste Traum meiner Kindheit war: Einst meinen Namen als Künstler verherrlicht zu sehen.

Einmal von dem Geiste jener Alles bewegenden Zeit erfaßt, ward ich anderen Sinnes, und warf meine früheren Pläne hinter mich.

Zugleich aber stand es gleich einem Schwure in mir fest: Mich stumm wie ein Opferthier mit unter der Masse verschlingen zu lassen, die der Schlachten-Dämon täglich dahinraffte und der, wenn sie einmal dahin war, Niemand mehr nachfrug — das war der

Lohn nicht, dem ich nachzujagen, mit dem ich mich abzufinden dachte.

In dem großen Feuerheerde schwor ich mir nicht spurlos unterzugehn!

Nicht umsonst nannten meine Mitschüler auf der Schulbank mich schon „den Ehrsüchtigen!" Als reicher und vornehmer Bojarensohn gelang es mir leicht, in das geheime Bündniß eingeweiht zu werden, das unter der Bezeichnung der „Hetäria" die besten Kräfte des Vaterlandes in sich vereinigte.

Demselben Gedanken, der einst schon in des Rhigas*) feuriger Seele entflammt — dem Entschluß, das Vaterland zu einem gemeinsamen Aufstand gegen das so lange schmachvoll erduldete Barbarenjoch aufzurufen, verdankte die Hetäria ihren Ursprung.

Gewaltig, in's Leben schneidend, waren die Gesetze, die sie den Verbündeten vorschrieb. Wer durch Feigheit oder Treubruch das Schwert entweihte, das der Priester des Bundes jedem neueintretenden Jünger zum Dienst des Vaterlandes übergab, ward der Ehre verlustig erklärt. Er war vogelfrei. Wer ihn niederschlug hatte nur die Pflicht erfüllt, die er als Bundesmitglied dem Gesetze schuldig war.

---

*) Griechischer Patriot und Dichter im 18. Jahrhundert.

Kaum war der lang geplante Kampf entbrannt, als auch die Hetäria in dem Blutbade von Dragatschan ihr Gelübde mit Gut und Blut besiegelte.

Ein Wald von blühenden Zweigen unter der Axt des Holzhauers sank „die heilige Schaar“*) dahin; aber aus ihrer Asche erhob sich, gleich einem Phönix, der neubeseelte Kampfmuth der Ueberlebenden.

Aus tausend Wunden blutend bewies das zu seinem Recht erwachte Volk, daß seine Dichter es nicht umsonst daran gemahnt, daß seine Vorfahren sich Miltiades und Leonidas nannten und daß es jetzt an ihnen, den Enkeln, war, sich jener würdig zu zeigen.

Der verhängnißvollste Schlag, der die Hetäria treffen konnte, hatte sie ereilt, als ihr Haupt, Alexander Ipsilantes, den seine Krieger noch Tags zuvor „einen zweiten Achill“ genannt, in dem Thurm von Muncazs sein Mißlingen büßte. Aber während Reue und Gram dem Gefangenen von Muncazs das Herz zerbrach, loderte trotz aller Niederschläge der einmal entzündete Brand unaufhaltsam fort.

Doch nur dem Staub, der dem Gewitter vorausgeht, glichen alle früheren Gefechte, als der Kleftenhäuptling Theodor Kolokotronis, den das Volk kurzweg

*) Aus einem griechischen Volksliede.

den „Alten" nannte, sich zum Feldherrn aufwarf, beim beginnenden Gefecht, inmitten feindlichen Kugelregens die ersten Leichen küßte und den Streitern zurief: „Sie sollten sich freuen; das sei die Drachensaat, aus der dem Feind der Untergang erwachse!" —

Kaum hatte der „Sturmvogel" Kolokotronis sich unter den Bewohnern der wilden Mani*) sehen lassen, als eine Schaar Kampfmuthiger sich um ihn drängten, unter ihnen Feuergeister wie Papa Flesas, der an Streitlust dem Alten ebenbürtige Priester, der das Schwert ebenso gut wie den Hirtenstab zu schwingen wußte.

Mit unwiderstehlicher Macht, nicht Sterblichen von Fleisch und Bein, sondern Rache-Engeln gleich, fielen die Schaaren des Alten über die Barbarenhunde her und weckten den Feind aus seinem Gleichmuth. Er raffte sich auf, und nicht umsonst. Jählings wandte sich das Blatt. — Einmal um's andere siegte der Türke und wandelte den Triumphgesang der Unseren in neue Todtenklage.

An der Unglücksstätte, dem Thale des Xerillo, sah Kolokotronis vor Wuth und Ingrimm brüllend seine Krieger wie Spreu auseinanderstieben, als unver-

*) Von den Klesten bewohnte Wildniß.

muthet von den Bergen rings die Türkenschaaren niederströmten.

Der Unbeugsame ließ den Muth nicht sinken. Unbeirrt dachte er an Sieg und ruhte nicht eher, als bis er an dem Berge, der noch heute „der Fels des Kolokotronis“ heißt, nach beendetem Gefecht als Triumphzeichen einen zweiten Berg aus Türkenköpfen errichtete!

Aber noch war das Spiel nicht gewonnen, grausamer denn je schien bei dem Massenmord von Chios das Glück sich von uns zu wenden; dennoch gaben die Tapferen die Hoffnung nicht auf.

„Der Sieg,“ so gings von Mund zu Mund, „ist dennoch Unser!“

War doch in dem Thal des Xerillo die „Panagia“ (die Mutter Gottes) in eigener Person mit einer Siegesfahne in der Hand dem fliehenden Kolokotronis erschienen.

Wollten doch in derselben Nacht die heiligen Mönche des Berges Athos auf dem Gipfel desselben ein leuchtendes Kreuz gesehen haben!

Keine Schreckniſſe, keine Folter, kein noch so bitterer Tod machte den Muth der Wackeren erschüttern! —

— — — — — — — — — — —

Oh! noch einmal zeigt Euch dem gequälten Geiste — noch einmal erscheint dem brechenden Auge, ihr Götter der fernen Jugendzeit! —

In dem Thurm von Secco stürzt der Klefte Georgikas, da kein Sieg mehr möglich ist, sich und den Feind in die selbst entzündeten Flammen! An der einmal schon für alle Zeit geweihten Stätte vertheidigt Diakos, der Griechenführer, den Paß von Thermopylä. Die Seinen haben ihn verlassen, um ihn schaart sich der Feind.

Man bietet ihm ein Pferd zur Flucht; er weist es zornig ab. Von feindlicher Kugel getroffen, bricht er, einer der Letzten, die noch von den Unsern übrig sind, zusammen. Er wird in's feindliche Lager geschleppt: Man bietet ihm Gnade. Seine einzige Antwort bleibt: „Hellas hat noch viele Diakos!" Man verkündet ihm, daß er gepfählt werden soll; standhaft läßt er sich zur Richtstatt führen. Mit verklärtem Glanz weilt sein Auge auf den heimathlichen Fluren, die in Frühlingspracht stehn.

Seine Bitte an den Henker, ihm einen ehrlichen Soldatentod zu gönnen, wird nicht erhört, die vorgeschriebene Strafe erbarmungslos vollstreckt. Ohne den trotzig geschlossenen Mund zu einer Klage oder einem Schrei zu öffnen, duldet der Held den Märtyrertod.

Und was hier Einzelne an Tapferkeit und Todesmuth vollbringen, wird massenweise wiederholt auf den Schlachtfeldern von Patras, von Chios. — Wer nennt sie alle, die Gräberstätten so vieler Tausende! bis endlich das Maaß der Opfer voll war — bis mit dem Tag von Missolunghi der Heldenkampf den ersten Lohn davontrug in dem Schrei des Erbarmens, der aus der ganzen Welt herübertönte und selbst zuvor feindliche Mächte zwang, mit für die Sache des „Sklaven-Volkes" einzutreten und sich auf die Seite seiner Verbündeten zu stellen!

Es war eine weiche sternenhelle Frühlingsnacht. Ueber den Höhen von Tripolitsa stand der Mond und warf seine Lichtströme über die schwarz daliegende Thalschlucht. Gleich Rubinen glänzten die Wachtfeuer der Unseren aus der Finsterniß und lauter und sehnsuchtsvoller als das Lied der Nachtigall aus dem Dickicht tönte die Klage des Janarioten.

Dem Gang des Gefechtes, das wir hinter uns hatten, nachsinnend, stand ich an meinem Posten. Ich war mit mir zufrieden. Unter der Pyramide von Türkenköpfen, die sich auf wenige Schritte neben dem „Fels des Kolokotronis" erhob, lag mehr denn Einer, der Tags zuvor an meiner Säbelspitze gehangen.

Obgleich Mitternacht vorüber war, spürte ich weder

Schlafluft noch Müdigkeit. Als würden sie neben mir gesungen, so deutlich tönten aus der Schlucht drüben die Worte des Fanarioten-Knaben herüber:

„Meinen Vater, meine Mutter haben sie im Meer ersäuft!
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift!" ꝛc.

Von Neuem stieg der Kampf der letzten Tage, ein Wunder von Kühnheit und Heldenmuth vor mir auf: Wie Alles schon verloren schien, als auf dem Gipfel des Berges, der von jenem Tage an den Namen des Kolokotronis trägt, der Alte gleich einem zweiten Moses hervortrat und den Kämpfenden zurief: „Er sei da zur Hülfe mit zehntausend Mann!"

Seine waghalsige Lüge erkämpfte den Sieg, denn in Wahrheit waren es ihrer kaum hundert. Neuer Muth beseelte die Kämpfenden, die Schlacht war Unser. —

Da, wie ich dem Allen nachsinne, taucht er plötzlich neben mir auf, der mächtige, von schwarzem Haupthaar umwallte Kopf.

Ehe ich Zeit gewinne, mich zu besinnen, ob es nur ein Spuk meiner Sinne, der mit mir ihr Spiel trieb oder ob es wirklich „der Alte" ist, der vor mir steht, fühl' ich den ehernen Druck seiner Hand auf meiner Schulter.

„Dimitar," flüstert er mir mit gedämpfter Stimme

zu, „Du hast heute wie ein junger Tiger im Kampf gestanden und Keiner kann sich rühmen, es Dir gleich gethan zu haben.

„Komm — der Klefte Nicitas, den ich mit mir geführt, wird Deinen Posten versehen. Ich hab mit Dir zu reden!"

Damit winkte der Alte mir, ihm in die Schlucht hinabzufolgen, in deren Mitte sich sein Zelt befand. —

„Wohl hab' ich's wahrgenommen," begann er, nachdem er eine Zeitlang schweigend in das Kohlenfeuer vor sich geblickt, „feurig wie der Himmel unsres Vaterlandes ist Dein Sinn. Auf Nichts als Heldenruhm und Heldengröße sinnend, bist Du der ächte Sohn Deines Vaters!" —

„Der ächte Sohn meines Vaters!" staunend frug ich mich, was er damit sagen wollte? War doch mein Vater, der reiche Wallachen-Bojar, sein Lebenlang mehr im Ausland als in seiner Heimath zu Hause, um deren Wohl oder Wehe er sich der Fama nach nicht eben viel gekümmert hatte.

Der Alte lächelte.

„Wie alt warst Du als Dein Vater starb?" frug er.

„Ich zählte bei seinem Tode etwa sieben Jahr."

„Und wie lang ist's her, daß Constanza, ich meine,

daß Deine Mutter ihrem Gatten in die Ahnengruft der Petrobeis folgte?"

„Wie Du an dem Trauerflor an meiner Schulter siehst," antwortete ich, „ist es noch kein Jahr, daß meine Mutter Constanza starb."

„Hatte sie andre Kinder außer Dir?"

„Nein, ich war das einzige Kind meiner Eltern."

„Deiner Eltern!" wiederholte der Alte und mit einem abermaligen kurzen Auflachen fuhr er fort: „Was wäre Dir lieber, das Mondgesicht Petrobei, das weichliche Mutterſöhnchen. oder mich den Alten, den Kolokotronis als Deinen Erzeuger zu nennen?"

Immer noch zweifelnd ob er im Traum rede oder ob er mich zum Besten habe, stand ich sprachlos vor ihm. „Erkläre Dich, wie soll ich Dich verstehen?" stammelte ich endlich, während Kolokotronis schweren Schrittes scheinbar ohne mich zu hören im Zelte auf und abging.

„Hat Deine Mutter," fuhr er fort statt auf meine Frage zu antworten, „nie auch in ihren letzten Augenblicken Etwas von dem verrathen, was ich Dir soeben andeutete?"

„Als sie starb war die Erhebung der Hetäria bereits im Gange — ich als ihr Abgesandter in den Süd-Provinzen!"

„So wisse denn, eh Deine Mutter sich mit jenem rothbärtigen Laffen, dem Petrobei vermählte, der sich in ihre Schönheit vergaffte und dessen Reichthum sie verlockte, hatte sie mir angehört und mir einen Sohn gezeugt. Ich mochte sie gerne leiden und als ich, von einem unsrer Streifzüge heimkehrend, Constanza's Treubruch erfuhr, war mein erster Gedanke, sie sowohl als ihren Entführer zu erwürgen.

„Aber ich besann mich eines Andern. Ich sagte mir: „Constanza ist jung und schön; ihr Sinn auf Putz und Glanz gerichtet; sie hätte nimmermehr auf die Dauer Dein rauhes Leben mit Dir getheilt!

„Auf einen Brief Deiner Mutter, in dem sie meine Verzeihung erbat und mir vorstellte, daß ihr Gatte unsern Sohn adoptirt und sie von meiner Großmuth erwarte, daß ich ihn ihr nicht rauben würde! antwortete ich ihr: „Ich wolle ihre Bitte erfüllen, doch unter Einer Bedingung: für den Fall, daß es einst mir und den mir gleichgesinnten Patrioten gelänge, die Erhebung des Vaterlandes gegen den Barbaren herbeizuführen, müsse sie mir schwören unsern Sohn so zu erziehen, daß er, wenn die Stunde schlug, dessen würdig, der ihn zeugte, mit unter den Reihen der Kämpfenden stände!

„Constanza, die das von mir geforderte Gelübde

feierlich, in einer zu diesem Zweck von mir ausbedungenen Zusammenkunft, beschworen, hat wie ich sehe Wort gehalten.

„Wie ich Dich kenne — und seit langem schon, daß Du's wissen magst — beobachte ich jedes Wort, das Du sprichst, jeden Schritt, den Du thust; wie Du Dich heute gezeigt hast, bist Du es werth, daß ich Dir die Wahrheit entdeckte.

„Deiner Mutter wegen braucht außer Dir Niemand darum zu wissen.

„Vor den Augen der Welt und der Sippschaft ihres Gatten, den Petrobeis, magst Du immerhin Deinen Rang und Deine Titel wahren. Zwischen Dir und mir aber bleibst Du mein Sohn.

„Im Volk vereint man, wie Du weißt, mit dem Namen der Kolokotronis den Begriff von Blut und Sünde; auch ist seit Menschengedenken Keiner der Unsern eines natürlichen Todes gestorben: Seit Menschengedenken aber gab es auch Keinen des alten Kleftenstammes, der nicht als Held zu leben und zu sterben wußte." — —

In dieser Weise redete der Alte noch lange fort, während ich schweigend seinen Worten lauschte, die gleich Funken in aufgehäuften Brennstoff fielen. Nach der Erneuerung des einst schon vor meiner Mutter ab-

gelegten Schwures, den er mir nochmals abnahm, verließ ich sein Zelt, als draußen eben der Morgen dämmerte.

In jedem Windhauch, in jedem Luftzug, der mir zu Häupten durch die Zweige fuhr, glaubte ich das Echo seiner letzten Worte zu vernehmen: „Bleibe wie Du warst, der ächte Sohn Deines Vaters und laß uns vereint dafür sorgen, daß es, wenn ich einst dahin bin, der verwaisten Rajah*) nicht an dem nöthigen Schutze fehle!"

Es war dem Alten nicht vergönnt die Erwartungen, die er in mich setzte, erfüllt zu sehen.

War ich sein Sohn, wie er sagte, so war ich doch nicht so ganz, wie er glaubte, nach seiner Art geschlagen. Ihm, dem rauhen Kriegsmann, war nichts im Leben heilig, als die Sache des Vaterlandes; ihm wäre es gleich gewesen, derselben als Haupt, oder als geringstes Glied zu dienen. Wenn er meinen Sinn und meine Denkart für ebenso frei von Eigenliebe hielt, so täuschte er sich.

Hatte ich von jeher die Begier in mir getragen über meine Umgebung zu herrschen, so erschien diese mir, seit ich wußte, daß ich der Sohn des Kolokotronis

*) Das griechische Volk.

war, daß des gewaltigen Kleftenhäuptlings Blut in meinen Adern rollte, als mein angestammtes Vorrecht.

Mit heimlich wachsendem Groll sah ich, daß der Alte sich scheinbar nicht mehr um mich kümmerte als um jeden Andern, und nur um so fester schwor ich mir nicht abzulassen, bis mir mein Recht zu Theil ward und bis man mich mit unter den Ersten des Landes nannte!

Als endlich das Blutvergießen vorüber war, als eine neue Ordnung der Dinge sich gestaltete, als der Czaren-Diener, der seinem Vaterlande treulos entlaufene Diplomat, der wie Manchem unter uns so auch mir verhaßte Capodistrias die Würde des Präsidenten der Republik erlangte, da schlug auch ich mich im Geheimen zu seinen Feinden, und zu deren Häuptern den Mauromichalis. —

Lange schon begünstigten die letzteren mich und ließen es an glänzenden Versprechungen für die Zukunft nicht fehlen, wenn ich von dem Grafen und dem mit seiner Wahl einverstandenen Kolokotronis zu ihrer Partei herüberträte. Endlich fehlte ich auch unter den Rebellen nicht, die das Ende Capodistrias und seiner Regierung durch seinen Tod beschlossen.

Es war am Abend desselben Tages, an welchem Capodistrias, von den Pfeilen der Mauromichalis durch-

bohrt, während des Frühdienstes in der Kathedrale todt zusammenbrach.

Durch einen von Kolokotronis abgesandten Boten zu einer Berathung aufgefordert, begab ich mich in die Behausung des Alten, während man den Attentäter, der mein Freund gewesen war, eben draußen zur Richtstatt führte.

Als ich in das offenstehende Erdgeschoß trat, in dem der Alte Rath zu halten pflegte, und das sonst nur auf das verabredete Zeichen geöffnet wurde, war der sonst stets dicht gefüllte Raum leer. Nur der Alte stand, die Arme auf dem Rücken geborgen mir gegenüber: ihm zur Seite Papa Flesas, sein steter Begleiter.

Beider Aussehen genügte, um mich ahnen zu lassen, was ich zu erwarten hatte. Nie, selbst im Gewühl der Schlacht, hatte ich den Alten so gesehen — das Antlitz von Haß und Grimm erfüllt, das Auge Blitze sprühend.

Während ich unwillkürlich bei seinem Anblick zurückwich, öffnete Kolokotronis die Arme, zerbrach den Säbel, den er in der Hand hielt und schrie, indem er mir die zerbrochene Klinge entgegenschleuderte: „Hund, von einem Verräther, Du bist zu schlecht, um von meiner Hand zu fallen! — Verflucht bleibe jedes Haar auf Deinem Haupte, jedes Stück Brod, das Du brichst,

jeder Zoll Erde, den Dein Fuß berührt — Unglück treffe das Weib, das sich Dir in Liebe ergiebt, Unheil begleite Dich, wohin Du flüchtest, das Paradies selbst verwandle sich in die Hölle, wenn Du es betrittst, und nun gehe! und daß Dein hündischer Athem sich nie wieder mit der geheiligten Luft Deines Vaterlandes menge! — Dank's der Schande selbst, die zu ekel ist, um sie blos zu legen, daß Du nicht zu dieser Stunde schon in Deiner wahren Gestalt vor den Brüdern dastehst, als der Schelm und der Schurke, den Jeder, der den Namen der Hetäria im Herzen trägt, wie ein schädliches Thier erwürgen sollte.

„Papa Flesas, thue wie Du willst mit ihm! Er ist dem Unrath gleich, der in der Straße modert! Zertritt ihn! Wirf seine Glieder in die Luft oder in's Meer, aber sorge, daß er todt oder lebendig mir aus den Augen komme!"

Während der Alte sich bei den letzten Worten entfernte, ich unter der Wucht seiner Schmähungen wie betäubt den Ausgang suchte, fühlte ich plötzlich einen heftigen Stoß im Nacken: „Dies zum Abschied von den Brüdern der Hetäria," hörte ich eine Stimme — während schon die Sinne mir schwanden und ich, von meinem eignen Blut übergossen, zusammenbrach — hinter mir rufen.

Als ich einige Tage später zum ersten Mal aus einem heftigen Wundfieber erwachte, befand ich mich am Bord des „Delphin," einer nach Frankreich segelnden Fregatte.

Vergeblich suchte ich in der Folgezeit zu ergründen, wer mein Rächer gewesen, ob der Alte selbst, ob Papa Flesas, dessen Liebling ich einst war, ob Einer von den Brüdern der Hetäria, endlich wer mich auf das Schiff gerettet hatte?

Als ich etwa ein Jahr später den Corsen Curzio, der damals in meinen Diensten stand, zu diesem Zweck aus Frankreich in meine Heimath sandte und dieser unverrichteter Sache zurückkehrte, versuchte ich mehr als einmal, mit der Vergangenheit abzuschließen, sie zu vergessen. Aber es war umsonst. Unablässig tönte der Fluch des Alten mir in den Ohren; unablässig nagte die Schuld mir am Gewissen und peinigte mich nur um so mehr als ich mir wohl bewußt war, daß es kein Mittel gab, sie je zu sühnen.

Ebenso vergeblich, wie vor dem Alten selbst, hätte ich mich vor den Richtern des Bundes in den Staub geworfen. Die Brüder der Hetäria band ihr Gelübde. War mein Verrath ihnen zu Ohren gekommen, so war ich für sie ein Todter. Selbst wenn sie wollten, so durften sie mir nicht vergeben; denn derselbe Bann,

der den Verräther traf, erstreckte sich auf Jeden, der dem einmal verhängten Urtheilsspruch entgegenhandelte.

Der Reue und dem Gram erliegen oder den in mir lodernden Brand betäuben, indem ich mich aus einer Orgie in die andre, aus einem Rausch in den andern stürzend, dem Genuß in die Arme warf — das war die Perspektive, die vor mir lag! Eine andre Wahl gab es für mich nicht mehr.

An den Mitteln zu einem Leben in Glanz und Ueppigkeit fehlte es mir nicht; denn der Alte hatte sich, so schien es, an dem über mich ergangenen Fluch genug sein lassen. Auch was Curzio in Erfahrung gebracht, ließ darauf schließen, daß mein Verrath Niemand außer dem Alten und Papa Flesas, dem Priester bekannt war: So das Gerücht, das nach Curzio's Auskunft unter den Brüdern der Hetäria im Umlauf war: „Ich sei, mit einer heimlichen Mission betraut, nach Frankreich."

Trotz des über mich gesprochenen Bannes war ich daher auch in der Folge im unbeeinträchtigten Besitz meines Vermögens geblieben.

So stand es um mich, als ich Dir zum ersten Mal begegnete und Deine Schönheit und Anmuth mich zu Deinem Sklaven machte.

Ich liebte Dich und ich schwor mir, ein besserer Mensch zu werden.

Seit meinem Aufenthalt in Paris hatte ich meinen Namen geändert; da ich bisher von meinen früheren Bundesgenossen nichts mehr gehört hatte, so fürchtete ich auch für die Zukunft keine Verfolgung mehr.

Dem Anschein nach erwiedertest Du meine Neigung und schon gab ich der Hoffnung Raum, daß auch meinem Leben noch ein neuer Stern aufginge.

Aber das Schicksal, dem ich verfallen war, ließ sich nicht spotten.

Ob Dein Vater, der mir Anfangs gewogen schien, einen meiner Rivalen und Mitbewerber vorzog, und nur deshalb gegen mich erkaltete, ob er über meine Vergangenheit irgend Kunde erhalten, bleibt heute eine müßige Frage, die Niemand mehr beantworten kann; gewiß ist, daß er mit dem „Phönix," einem aus der mittlerweile aufgelösten Hetäria entstandenen Geheimbunde, in Beziehungen stand. Nicht nur entzog er mir plötzlich seine Freundschaft, sondern so oft der Zufall uns noch zusammenführte, begegnete er mir mit feindseliger Kälte.

Aber Dein Vater starb und abermals schien das Glück sich mir zuzuwenden. Es gelang mir das Mißtrauen, von dem, wie ich wohl sah, auch Du beeinflußt warst, zu überwinden, Dich gleichsam Dir selbst und

Deinen Zweifeln abzutrotzen und zu meinem Eigenthum zu machen.

Unter dem Antrieb eines — noch heute schwör ich es dir! — ungerechten Verdachtes rissest auch Du Dich von mir los!

Statt mich, wie es in Deiner Macht lag, mir selbst und dem Leben zurückzugeben, stießest Du mich in Deiner blinden Härte dem Abgrund zu, in den ich mir von Stund' an schwor, Dich, gleichviel um welchen Preis, mit mir hinab zu ziehen!

Aber noch einmal — bei jener Wiederbegegnung, auf die ich nicht gefaßt war, flammte die alte Leidenschaft in mir auf — das Weitere kennst Du!" —

Glaubte Dimitar wirklich selbst an meine Kenntniß alles dessen, was auch in diesem Briefe noch unausgesprochen blieb, oder zog er absichtlich einen Schleier über den Schluß seines Bekenntnisses, oder wagte er nicht, denselben dem Papier anzuvertrauen?

Wie dem auch sein mochte, so lang' ich über Maria's Tod und dessen wahre Ursache keine Gewißheit hatte, blieb ich an mein Gelübde gebunden, der Wahrheit nachzuspüren und nicht eher zu ruhen, als bis ich Alles wußte. —

Das einzige Ereigniß, das den von nun an in

mein Leben getretenen Stillstand noch einmal unterbrach, war eine Begegnung mit Granville.

Als meine Briefe nach jenem Festtag der Santa Vergine von Neuem ausblieben, als endlich ein von mir an Sofia gerichtetes Schreiben letztere ahnen ließ, welche Wendung mein Schicksal seitdem genommen, hatte Sofia, trotz der mir gegebenen Versprechungen, in ihrer Hülflosigkeit endlich doch zu einer Mittheilung an Granville ihre Zuflucht genommen.

Ohne in der gräflichen Familie den wahren Thatbestand ahnen zu lassen, brach letzterer, auf den von Sofia erhaltenen Brief unter dem Vorwand einer dringenden Geschäftsangelegenheit alsbald von Zara auf — doch nicht um nach Paris zu gehen, sondern um sich unverzüglich zu mir nach Bastia zu begeben.

Unsere Unterredung währte nicht lange.

Als Granville mich nach Verlauf von kaum einer Stunde verließ, wußte er Alles und nahm, nach Zara zurückkehrend, meine Bewilligung mit, dem Grafen Henri und seinen Eltern nicht länger zu verheimlichen, was zu erfahren ihr Recht war.

Zugleich theilte ich ihm meinen unabänderlichen Entschluß mit, so lange Dimitar lebte, in seiner Nähe zu verharren.

Sofia erhielt die Weisung, den Gedanken an eine

Wiedervereinigung mit mir für immer fahren zu lassen. War dies scheinbar ein Akt der Härte, ja der Undankbarkeit, so konnte ich doch nicht umhin, diese Härte an ihr zu begehen.

Zwischen dem heute und jenen Tagen, an die ihre Gegenwart mich täglich erinnert hätte, lag eine Kluft, über die keine Brücke mehr hin und wieder führen durfte.

Sofia aber, wie ich sie kannte, hätte heimlich immer wieder an einer solchen Brücke gebaut.

Seit jenem Besuche war für geraume Zeit weder in Dimitar's Lage noch in der meinigen eine Aenderung eingetreten.

Wie ich durch des Arztes und Fra Antonio's Mittheilungen wußte, erlangte Dimitar auch jetzt noch von Zeit zu Zeit sein Bewußtsein wieder und zwar äußerten sich seine Geisteskräfte während jener, in kurzen Intervallen, wiederkehrenden Besinnung nicht nur ungeschwächt, sondern reicher, mächtiger und fruchtbarer, denn je.

„Nie hätte ein Maler oder ein Dichter," so behauptete Fra Antonio, „Eigenartigeres geschaffen, als es in ihrer Art die Scenen aus der corsischen Wildniß waren, die Dimitar in solchen Licht-Momenten in blitzartiger Raschheit auf die Leinwand warf.

Auch entsann er sich mit einer Gedächtnißschärfe, die nach Fra Antonio's Schilderungen an's Wunderbare grenzte, von einem dieser lichten Augenblicke zu dem andern jedes während derselben gesprochenen Wortes.

Die Richtung aber, die seine Gedanken dann einschlugen, bewies, wie unausrottbar das Leben auch jetzt noch in dem verstörten Geiste wurzelte. Besonders machte sich unter Anderen immer mehr und mehr das Bedürfniß in ihm geltend, sich mit Gegenständen der Kunst zu umgeben, die Räume, in denen er sich aufhielt, auf das Reichste mit Sculpturen und Malereien auszustatten.

Auf Liana's Befehl hatte Fra Antonio sich verpflichtet, jedem von Dimitar in dieser Beziehung geäußerten Wunsche, so weit es möglich war, entgegenzukommen. Auf diese Weise entstand allmälig in dem oberen Stock der Villa, in einem von Dimitar selbst zu diesem Zweck auserseheuen Saale, eine nicht unbedeutende Statuen- und Gemälde-Sammlung.

Dort pflegte Dimitar sich mit Vorliebe aufzuhalten. Dort hatte er auch unsere schon in Ajaccio von ihm selbst gefertigten Portraits aufgestellt.

Doch selbst während er dieselben hervorholte, sie eins dem andern gegenüber an der Wand befestigte und mit dem später allmälig entstandenen Landschafts-

Cyclus wie mit einem zweiten phantastischen Rahmen umgab, hatte Dimitar mit keinem Wort der Vergangenheit erwähnt. Dem Anschein nach war sie ihm vollkommen aus dem Gedächtniß entschwunden.

Es war im dritten Jahre meines Verweilens in Bastia. Eines Abends, Liana war mit seiner Frau nach Corte, wo das Fieber herrschte, und unter Beider Aufsicht ein Lazareth errichtet wurde, und schon seit einigen Tagen befand ich mich allein mit der Dienerschaft — als ich plötzlich das Geräusch rasch herankommender Schritte vernahm, die sich meiner Thür näherten.

Bei der späten Stunde konnte es Niemand anders sein, als Fra Antonio. Seiner mit Liana getroffenen Verabredung gemäß trug letzterer stets einen Schlüssel bei sich, der ihm bei Tag und bei Nacht das Hausthor öffnete.

Auch war ich auf sein Erscheinen gefaßt, denn nach Allem, was Liana mir in letzter Zeit über Dimitar's Zustand mitgetheilt, konnte es nicht lange mehr mit ihm währen. Meine Vermuthung täuschte mich nicht. In der That, es war Fra Antonio. Er kam, um mir, wie ich es voraussah, mitzutheilen, daß Dimitar, der seit einigen Stunden schon bei vollem Bewußtsein war, sich seinem Ende nahe fühle und mich noch einmal

zu sehen verlange. „Es wäre," fügte Fra Antonio hinzu, „keine Zeit zu verlieren."

Seit unsrem Abschied in der Bavella hatte ich Dimitar nicht wiedergesehen; auf Liana's Wunsch war jede Begegnung zwischen uns sorgfältig vermieden worden.

Als ich jetzt, seinem Rufe Folge leistend, bei ihm eintrat, wandte sich Dimitar, ohne ein Zeichen der Freude oder der Ueberraschung, an mir vorüberblickend mit den Worten: „Ein Weib hier und zu dieser Stunde?" an Fra Antonio: „Wo hast Du sie aufgetrieben?

„Wer hätte es geglaubt, daß Du, auf Deine alten Tage, noch auf schöne Weiber Jagd machst? Pfui über Deine Kutte! Schäme Dich Alter!"

„Er erkennt Euch nicht mehr, es ist zu spät," flüsterte Fra Antonio und winkte mir, ihm zu folgen.

Aber fast mit Gewalt stieß ich Fra Antonio's Arm zurück. Während Dimitar, den Kopf auf die Brust gesenkt, dasaß als schliefe er, hörte ich, wie er die Worte vor sich hinmurmelte: „Ora pro nobis, o virgo Maria."

„Ihr seid im Irrthum," rief ich laut, „er hat mich wohl erkannt."

Kaum vernahm Dimitar meine Stimme, als er

sich hoch aufrichtete und angstvoll suchend um sich blickte, bis nochmals sein Auge auf mir haften blieb. Vergebens suchte ich nach einem Wort, das mir zur Hülfe käme.

Immer wieder krampfte die Angst eine Bestätigung dessen zu hören, was ich fürchtete, mir die Lippen zusammen.

Er schien meine Gedanken zu errathen.

„Genug," begann er leise, „ich weiß, was Du willst. Du kommst um Antwort zu fordern auf die Frage, die wie lange schon! unablässig, unausgesprochen in Deinem Auge lag und mich verfolgte, bis in die Nacht des Wahnsinns.

„Du willst wissen, wie es um Maria's Tod bestellt war?

„Hab ich's Dir nicht schon längst bekannt? aber Du scheinst es noch einmal hören zu wollen. So sei es denn. Sie starb, nicht nur im bildlichen Sinne, an dem Gift, das ich ihr gab. Sagte ich es Dir nicht? . . .

„Als Du mich verließest, ging mein guter Engel für immer von mir. Es gab von nun an keine Sünde, die ich nicht begangen, keine Schuld, die ich nicht auf mich geladen hätte, um meinem Geschick zu trotzen und um mich an Dir zu rächen!"

Wußte ich's nicht lange schon! Dieser Augenblick konnte nicht ausbleiben! Er mußte einst über mich und ihn ergehn! Und doch fühlte ich's jetzt erst, als die Gewißheit in ihrer ganzen zermalmenden Gewalt über mich hereinbrach: Ich hatte immer noch einen Rest von Hoffnung in mir genährt — mir einzureden gesucht, daß Maria eines natürlichen Todes gestorben, daß es ein unbegründeter Verdacht war, mit dem ich mich und Dimitar gepeinigt hatte! —

„Therese," stammelte er auf's Neue, „kannst Du mir vergeben?"

Zum Zeichen dessen, was ich unter dem Richtspruch dieser Stunde für ihn, den Glücklicheren, den Sterbenden, empfand, preßte ich zum letzten Mal meine Lippen auf die seinigen. Noch einmal suchte er meine Hände zu fassen, sie an sich zu ziehen. Als er sie wieder freigab, hatte er zu athmen aufgehört.

Nachdem wir an einem der folgenden Tage Dimitar seiner Anordnung gemäß nicht in Bastia, sondern in Ajaccio bestattet, kehrte ich zum letzten Mal und für immer hierher zurück. Doch vertauschte ich meine erste Behausung von nun an mit der bisher von Dimitar bewohnten Villa, zu deren Eigenthümerin er mich in seinem Testament ernannt hatte.

Bei den Aufzeichnungen, die im Lauf der Jahre,

die seitdem verstrichen, entstanden sind, hab' ich in Bezug auf das Gewebe von Schuld und Verhängniß, das ihren Inhalt bildet, Nichts verhehlt und Nichts beschönigt.

Werden unsere Mitmenschen uns verzeihen? Werden sie ein Wort der Sühne für uns übrig haben, wenn diese Blätter einst aus ihrem Dunkel an das Licht des Tages treten, oder wird nur ihr Richtspruch über uns ergehen? — — Und wenn es so ist, wird Gott uns gnädig sein? Wird Er milder richten als die Menschen?

Buchdr. der „Volks-Zeitung", Act.-Ges. in Berlin.

In gleichem Verlage sind ferner erschienen:

Im Banne der Schmach.

Roman

von

E. von Hoerschelmann.

8°. 12 Bogen, elegant geheftet Preis 2,50 Mark,
elegant gebunden Preis 3,50 Mark.

Iwan Turgenjew.

Charakterbild eines modernen Dichters

von

Berthold Thorsch.

8°. 6 Bogen, elegant geheftet Preis 1,50 Mark.

Senilia.

Dichtungen in Prosa

von

J. S. Turgenjew.

Nach dem russischen Original übersetzt von **W. Henckel.**

Zweite Auflage.

Preis eleg. geh. 1 Mark, eleg. geb. 2 Mark.

George Eliot.

Drei Erstlingsnovellen.

Deutsch von **G. Kuhr.**

Zweite Auflage.

8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 6 Mark, eleg. geb. 8 Mark.

Inhalt:

I. Band: Die traurigen Schicksale des Rev. Amos Barton.
Mr. Gilfils Liebesgeschichte.

II. Band: Janets Reue.

Aus der
Londoner Gesellschaft.

Von

einem Heimischgewordenen.

Aus dem Englischen.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Erste und zweite Auflage.

8°. 21 Bogen, eleg. geh. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.